



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Feministische Theorie und Feministische Linguistik:
problemtheoretische Erläuterungen“

Verfasserin

Eva Steltzer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Oktober 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 333 334

Studienrichtung lt. Studienblatt:

LA Deutsche Philologie

Betreuerin / Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Richard Schrodtt

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Feministische Theorie und die Forschung zu Sprache und Geschlecht.....	2
2.1. Entstehung, Entwicklung und Weiterentwicklung des Forschungsgebietes.....	2
2.2. Herausforderung durch die feministische Theorie	4
3. Die Kategorie „Geschlecht“	6
3.1. Die Sex / Gender Debatte	6
3.2. Zur Dekonstruktion des Sex/Gender Systems.....	8
4. Die Beziehung von Gender und Sprache.....	11
4.1. Gender kommt sprachlich zum Ausdruck	12
4.2. Gender wird sprachlich hergestellt	13
5. Forschungsgebiete der Feministischen Linguistik.....	14
5.1. Defizit, Dominanz und Differenz.....	17
5.2. „Doing gender“ und „Communities of Practice“	21
6. Feministische Sprachkritik	23
6.1. Die Entwicklung der Debatte zu einem nicht-sexistischen Sprachgebrauch.....	23
6.2. Das Forschungsgebiet der feministischen Sprachkritik – international	27
6.3. Der feministisch-kritische Blick auf die deutsche Sprache.....	28
6.4. Das „generische Maskulinum“	29
6.5. Die Kontroverse um das generische Maskulinum.....	31
6.6. Das Sprechen, Wahrnehmen und Denken von Personenreferenzformen	34
7. Feministische Sprachpolitik und Sprachwandel	37
7.1. Richtlinien und Empfehlungen.....	39
7.2. Institutionelle Verankerungen.....	40
7.3. Vorschläge zu einer geschlechterneutralen Sprache	41
7.3.1. Sprachliches Sichtbarmachen von Frauen	42
7.3.2. Mündliche und schriftliche Formen der Beidbenennung	42
7.3.3. Neutralisieren des Geschlechts	47
7.3.4. Berufsbezeichnungen.....	49
7.3.5. Der „verrückte“ Pusch-Vorschlag.....	51
7.3.6. Die kreative Anwendung.....	53
7.3.7. Der Diskurs der „Verzerrung“	54
8. Ausblick.....	62
Literaturverzeichnis	64
Anhang.....	71
Anhang 1: Abstract	71
Anhang 2: Abstract English.....	73
Anhang 3: Lebenslauf	74

1. Einleitung

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit stehen Überlegungen, auf welche Weise neue Ansätze in der feministischen Theorie die Feministische Linguistik zu einer Reflexion über ihr eigenes Forschungsgebiet herausfordern können.

Mein Anliegen kann dabei nicht die intensive Auseinandersetzung mit dem äußerst komplexen und auch sehr heterogenen Gebiet der feministischen Theoriebildung sein. Im Vordergrund steht die Überlegung, wie die Problematisierung der Sexualität und ihrer Beziehung zu Gender in der feministischen Theorie zu einer Hinterfragung des in der Feministischen Linguistik angenommenen Beziehungsverhältnisses von Sprache und Geschlecht führen kann.

Der Terminus „Feministische Linguistik“ wird hier nicht als Bezeichnung einer Disziplin verwendet, sondern als übergeordnete Bezeichnung für verschiedene linguistische Forschungen, die sich aus einer feministischen Perspektive mit dem Themengebiet Sprache und Geschlecht beschäftigen und dazu verschiedene Analyseebenen ins Zentrum der Untersuchung stellen. Die feministischen Forschungen zu Sprache und Gender innerhalb der Linguistik sollen keinesfalls durch die in dieser Arbeit folgende Konzentration auf den Teilbereich feministische Sprachkritik als homogen im Sinne einer zugrunde liegenden Theorie oder Sprachsicht präsentiert werden.

2. Feministische Theorie und die Forschung zu Sprache und Geschlecht

2.1. Entstehung, Entwicklung und Weiterentwicklung des Forschungsgebietes

Das Feld der feministisch motivierten Forschung zu Sprache und Geschlecht ist verglichen mit anderen etablierten feministischen Forschungsgebieten historisch relativ jung. Es hat sich jedoch seit den 1970er Jahren unter dem internationalen Einfluss der Neuen Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre rasant entwickelt. In diesem politischen Kontext entfaltete sich die Forschung zu Gender und Sprache. Das Forschungsanliegen war entscheidend durch die politische Zielsetzung der Neuen Frauenbewegung geprägt, nämlich durch einen grundlegenden Wandel der Geschlechterverhältnisse auf allen Ebenen der Gesellschaft zugunsten aller Frauen zu kämpfen, d.h. für die Abschaffung der Bedingungen von sozial bedingter Ungleichheit und rechtlicher Diskriminierung zu kämpfen. Diese Zielsetzung ist jedoch, wie die feministische Sprachforschung deutlich zu machen suchte, nicht nur auf Maßnahmen zur rechtlichen, politischen und ökonomischen Gleichstellung von Frauen und Männern zu beschränken, sondern muss gleichermaßen und zugleich auch von Maßnahmen begleitet sein, die eine breite bewusstseinsgemäße Veränderung in der Gesellschaft herbeiführen können.

Dementsprechend wurde die Aufmerksamkeit auf die bedeutende Rolle, die die Sprache für Bewusstwerdungsprozesse spielt, gelenkt. Die doppelte Funktion von Sprache als Ort der Unterordnung und als Ort ihrer Bekämpfung wurde transparent gemacht. Schließlich werden über Sprache nicht nur Werte tradiert und konserviert, sondern sie können auch einem Wandel zugeführt werden. Wie jede andere Forschungseinrichtung war auch jene über Sprache und Geschlecht von

Beginn an durch Unterschiedlichkeit gekennzeichnet. Übereinstimmung zeigte sich in der Anerkennung nicht nur der referentiellen, sondern auch der bedeutungsgenerierenden Funktion von Sprache.

So stellt die Philosophin Eva Waniek fest:

Sprache – und darüber herrscht unter den verschiedenen feministischen Ansätzen Einigkeit - hat nicht nur eine benennende oder referentielle Funktion inne, sondern schafft vor allem auch jene Öffentlichkeit bzw. soziale Wirklichkeit, die den Dingen, ihren Eigenschaften und den Ideen ihre spezielle Bedeutung im Sinne einer sozialen Tatsache zuweist. (Waniek 2002, S. 32)

Aufbauend auf der grundsätzlich erkannten Notwendigkeit, die Beziehung von Sprache und Geschlecht zu analysieren, hat sich die entsprechende feministische Forschung als inter- und transdisziplinäres Unternehmen etabliert, das immer wieder durch Methoden, Zugänge, Debatten und verschiedene Denktraditionen in der Philosophie, Kulturanthropologie, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse und anderen Forschungsfeldern stimuliert wurde und wird.

Die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der inhaltlichen, methodischen, theoretischen sowie politischen Anliegen und Zugänge zum Forschungsgebiet Sprache und Geschlecht hat - zu teils sehr kontroversiellen - Debatten innerhalb der Feministischen Linguistik geführt, wie z.B. jenen, die um die Vorwürfe unzulänglicher Machtkonzeptionen von Vertreterinnen der so genannten „Zwei-Kulturen-Konzeption“ oder dem Vorwurf vereinfachter Bedeutungsbegriffe von Empfehlungen für einen nicht-sexistischen Sprachgebrauch kreisen. Beide Debatten werden in den nächsten Kapiteln wieder aufgegriffen. Die Auseinandersetzungen haben ihrerseits auch zur Entwicklung neuer Ansätze geführt.

The result is a field with practitioners whose contributions can be seen as located at different diachronic points, resulting in on-going yet hopefully productive tensions. (Sunderland 2006, S.XXI)

Wie die feministische Theorie ist auch die Feministische Linguistik kein homogenes, sondern vielmehr ein von „innen“ und „außen“ umkämpftes und durchaus widersprüchliches Feld der Auseinandersetzung. Gerade deshalb spielen kontinuierliche Versuche, Analysekategorien, sprachtheoretische Grundannahmen und Perspektiven zu hinterfragen und zu präzisieren, eine wichtige Rolle.

2.2. Herausforderung durch die feministische Theorie

Die Entwicklung der feministischen Theorie wurde vor allem im Verlauf der 1990er Jahre maßgeblich durch methodologische und politische Interventionen weiter vorangetrieben.

Eine Herausforderung der Feministischen Linguistik durch die feministische Theorie seit Anfang der 1990er Jahre, die ich hier nur kurz darstellen möchte, resultiert aus der Problematisierung der Sexualität und ihrer Beziehung zu Gender durch die Queerforschung. Es scheint hier wichtig, anzumerken, dass diese Debatten stark durch poststrukturalistische Zugangsweisen (Diskursanalyse, radikaler Konstruktivismus, Dekonstruktion) sowie durch psychoanalytische Betrachtungen (Freud, Lacan) gekennzeichnet sind. Damit verweisen diese Debatten auf eine höchst anspruchsvolle Ebene von Theorie, Methode und Methodologie. Im Rahmen einer Diplomarbeit ist es nicht möglich, diesen Debatten Rechnung zu tragen.

Deshalb beschränke ich mich darauf, Ansätze aufzuzeigen, die meines Erachtens in der deutschsprachigen Diskussion noch zu wenig berücksichtigt werden. Mein Anliegen ist es in erster Linie zur Auseinandersetzung mit der neuen Gender- und Queerforschung anzuregen und nicht, sie in vollem Umfang darzustellen.

Gender und queer studies haben gemeinsam, dass sie beide kein von vornherein festgelegtes Forschungsgebiet bezeichnen, sondern sich vielmehr als „Frageperspektive“ begreifen und dabei die verschiedenen kulturwissenschaftlichen Disziplinen transdisziplinär durchqueren (vgl. Kraß 2003, S. 20)

Einen zentralen Stellenwert nimmt die Auseinandersetzung mit (hetero)sexueller Normativität ein. Die AIDS-Krise und das zunehmend konservative Klima in den USA gegen Ende der 1980er Jahre spielten eine wesentliche Rolle für die Entwicklung der Queerbewegung und Queertheorie. Die englische Bezeichnung „queer“, die als Schimpfwort gegenüber Lesben und Schwulen eingesetzt wurde, erfuhr durch die Queerbewegung eine positive Umdeutung.

Eine bedeutende Rolle für die Queertheorie spielt Foucaults Auseinandersetzung mit Sexualität und zwar deshalb, weil er „Sexualität nicht als biologisches Phänomen, sondern als kulturelles Konstrukt, nicht als Objekt, sondern als Effekt eines Dispositivs aus Institutionen, Diskursen und Praktiken beschrieb“ (Kraß 2003, S. 21)

3. Die Kategorie „Geschlecht“

Ist es ein Mädchen oder ein Bub? Das ist die fast automatisch gesetzte Frage, wenn wir von der Geburt eines Kindes hören. Es ist aber auch eine Frage, die bedeutend ist für den Umgang mit biologischen und kulturellen Differenzen. Die beiden Kategorien Mädchen und Bub erscheinen natürlich, die Unterschiede zwischen den Kategorien offensichtlich.

Im Alltagswissen erfolgt meist eine selbstverständliche Sortierung in zwei Geschlechter, die nicht infrage gestellt wird, sondern durch die Annahme von Verschiedenheit nur verfestigt wird. Diese „Selbstverständlichkeit“ und damit auch die eigene Rolle in der Perpetuierung derselben zu hinterfragen ist Teil der notwendigen Reflexion über das eigene Forschungsgebiet.

Ich möchte dazu einige in der feministischen Theorie vorgenommenen Überlegungen zu „Geschlecht“ darstellen und damit zeigen, wie dieser scheinbar selbstverständliche und objektive Tatbestand – die Einteilung der Weltbevölkerung in zwei unterschiedliche Geschlechter – infrage gestellt wird.

3.1. Die Sex / Gender Debatte

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ Dieser wohl am öftesten zitierte Satz von Simone de Beauvoir aus ihrem berühmten Werk *Das andere Geschlecht* (1949, zit.n.1992, S.334) verweist auf die soziale Konstruktion von Geschlechtsidentität, damit auf kulturelle, soziale und politische Prozesse des zum Geschlecht Werdens. Die Auffassung, dass Geschlecht eine soziale, kulturell und historisch variable Konstruktion ist, die zu untersuchen und nicht als vermeintlich natürliche Tatsache vorauszusetzen ist, gehört heute längst zum grundlegenden Repertoire feministischer Forschung.

Die Auseinandersetzungen mit der kulturellen Konstruktion von Geschlecht wurden entscheidend durch Überlegungen der feministischen Anthropologin Gayle Rubin beeinflusst, die sie 1975 in dem umfassenden und international einer breiten Rezeption unterzogenen Aufsatz *The Traffic in Women: Notes on the „Political Economy“ of Sex* dargelegt hat. Rubin entwickelt durch die Analyse verschiedener anthropologischer Theorien die These, dass jede Gesellschaft über ein kulturell spezifisches Sex/Gender System verfügt. Gender ist nach Rubin als kulturell variable Überformung des „biologischen Rohmaterials“, des biologischen oder anatomischen Geschlechts (Sex) aufzufassen (vgl. Rubin 1975, S.165). In Rubins Argumentation ist aus dem zweigeschlechtlichen Körper (Sex) keine Determinierung zur Homosexualität ableitbar. Sie versucht, ein Modell vorzuschlagen, nach dem Geschlechtsidentität (Gender) gesellschaftlich determiniert und vom biologischen Geschlecht zu unterscheiden ist.

Seit Mitte der 1970er Jahre ist das Sex-Gender-System, das heißt die Trennung zwischen Sex (biologisches, anatomisches Geschlecht) und Gender (soziale und kulturelle Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle) eine der bedeutendsten Grundlagen der feministischen Theorie und Forschung.

Der enorme Einfluss des Sex-Gender-Modells auf die feministische Theoriebildung und Forschung widerspiegelt sich auch darin, dass vielfach sogar „women studies“ in „gender studies“ umbenannt wurden. Im deutschsprachigen Raum kann die Verwendung des Begriffs Gender für Geschlecht (z.B. Gender Studien, Genderforschung) als Ergebnis des enormen Einflusses, Geschlechtsidentität als sozial hervorgebracht zu verstehen, aufgefasst werden.

Mit der Einführung der Sex-Gender Unterscheidung sollte Behauptungen einer naturgegebenen Verbindung von Sex (Körper, Anatomie) mit so genannten geschlechtstypischen weiblichen und männlichen Qualitäten und Eigenschaften, die nur zu oft als Rechtfertigung für sexistische Unterordnung diente, der Boden unter den Füßen entzogen werden. Statt der ahistorischen und außerkulturellen Voraussetzung von Geschlecht als natürliche Gegebenheit wurde die Erforschung der sozialen und kulturellen Konstruktion von Geschlecht bzw. Geschlechtsidentität ins Zentrum von Analysen gestellt.

Die Differenzierung von Sex und Gender ermöglichte die Entwicklung von neuen Perspektiven für die Forschung und erfüllte mit ihrer Absage an biologische Determiniertheit (Biologie ist Schicksal) eine wichtige politische Funktion für feministische Theorie und Praxis.

Für die Diskussion zur Hierarchie von Geschlechtern war das ein nicht zu unterschätzender Fortschritt. Die sex/gender Unterscheidung war mit anderen Worten eine Offenbarung für die Frauenbewegung und –forschung. Denn Geschlecht wurde als sozial konstruiert, als gesellschaftlich bedingt ausgewiesen, und damit kritisier- und veränderbar. (Degele 2008, S.67)

Was durch diese Trennung in Sex und Gender nicht angetastet wurde, war die Vorstellung eines vermeintlich naturgegebenen biologischen Geschlechts, das als Grundlage für das (jeweils historisch und kulturell unterschiedlich konstruierte) soziale Geschlecht bzw. Geschlechtsidentität fungierte. Unhinterfragt blieb damit auch meist die Sichtweise, die Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit bzw. heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit in den Bereich der Natur und Biologie verwies.

3.2. Zur Dekonstruktion des Sex/Gender Systems

Die Frage der Legitimität einer naturgegebenen, essentialistischen und universalistischen Voraussetzung von Zweigeschlechtlichkeit, wie sie im und durch das Sex-Gender-Modell dargestellt wurde, begann Ende der 1980er Jahre. Diese Infragestellung rief Verunsicherungen und kontroverse Diskussionen hervor, die bis heute nicht abgeschlossen sind. Es ist mir nicht möglich, sie hier darzustellen.

Eine besonders einflussreiche Intervention in die feministische Mainstream-Theorie ist fast untrennbar mit dem Namen Judith Butler verbunden. Ihre Arbeiten wurden im deutschsprachigen Raum besonders ausführlich rezipiert. In dem 1991 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch *Das Unbehagen der Geschlechter*

stellt Butler die biologische und binäre Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und die Sex-Gender Unterscheidung radikal infrage.

Eine zentrale These ihrer Argumentation ist, dass „das Geschlecht (sex) definitionsgemäß immer schon Geschlechtsidentität (gender) gewesen ist“ (Butler 1991, S.26).

In der Kritik anatomischer ‚Tatsachen‘ verfolgt Butlers Analyse das Ziel, den kulturellen Rahmen, innerhalb dessen der Körper eine fundierende Rolle bei der Bestimmung des sozialen Geschlechts einnimmt, auf seine diskurs- und machtpolitische Funktion zu befragen. (Bublitz 2002, S. 52)

Butler argumentiert, dass das Geschlecht keine „vordiskursive, anatomische Gegebenheit“ (1991, S.26) ist, sondern vielmehr umgekehrt als „Effekt jenes kulturellen Konstruktionsapparats verstanden werden [muss], den der Begriff »Geschlechtsidentität« (*gender*) bezeichnet“ (1991, S.24). Demnach ist also das biologische Geschlecht kulturell konstruiert, der Körper ist keine prädiskursive Kategorie, sondern bedeutungsgemäß vom ideologischen Kontext seiner Zeit abhängig. Die Zweigeschlechtlichkeit ist das Ergebnis der heterosexuellen Ordnung, ein Produkt von Normierungen und damit verbundenen Wahrnehmungsformen. In der heterosexuellen Ordnung muss der Körper als geschlechtlich eindeutig auftreten, um kulturell verständlich zu sein.

Geschlecht ist nach Butler der performative Effekt von Wiederholungen, es ist „eine performativ inszenierte Bedeutung“, die also nicht „ist“ (1991, S.61).

Performativität¹ ist „die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt“ (Butler 1995, S.22).

Performativität bezeichnet vereinfacht ausgedrückt, zitاتفörmig wiederholte Konventionen und ritualisierte soziale Formeln, also Sprechakte, die zugleich Handlungen vollziehen. Die Formeln ermöglichen es, Bedeutungen, die den Geschlechtern zugeordnet werden, anzuerkennen und zu verstärken, aber auch zu

¹ Butler bezieht sich hier auf das Konzept der Performativität in der sprachanalytischen Philosophie John Austins)

hinterfragen bzw. zu verändern. Beispiele sind etwa die Formeln „Es ist ein Mädchen“ oder „hiermit erkläre ich Euch zu Mann und Frau“. Mit diesen gesellschaftlich anerkannten Formeln sind konkrete rechtliche und soziale Konsequenzen verbunden.

Geschlecht wird somit, kurz zusammengefasst, als performative Kategorie ausgewiesen, die gleichermaßen auf Sprache als bedeutungsgebender Praktik, auf Macht und Diskurs wie auf Handeln beruht.

Butler zeigt, dass „das performative Geschlecht eine Zwangsjacke des Subjekts“ darstellt (Kraß 2003, S. 21), denn um als Subjekt sozial anerkannt zu werden, ist es unumgänglich über ein mehr oder weniger eindeutiges männliches oder weibliches Geschlecht zu verfügen.

4. Die Beziehung von Gender und Sprache

In diesem Kapitel soll der Zusammenhang von Gender und Sprache, wie er in den verschiedenen Ansätzen der Feministischen Linguistik konzipiert wird, dargestellt werden.

Die feministische Beschäftigung mit Sprache und Geschlecht ist ein heterogenes Feld, das gekennzeichnet ist, durch unterschiedliche Auffassungen von und Perspektiven auf Sprache. Auch das Verständnis von Geschlecht/Gender ist kein einheitliches, sondern ist wesentlich von den in den verschiedenen Ansätzen vertretenen Auffassungen von Sprache geprägt. Für eine zusammenfassende Darstellung im Überblick, die die verschiedenen Zugangsweisen zu dem Thema nur skizzieren kann, ist die von Antje Hornscheidt (2006, S. 222) illustrierte Unterscheidung von wissenschaftlichen Sichtweisen quer durch Disziplinen hinweg hinsichtlich der Frage, wie Gender und Sprache in Beziehung stehen, hilfreich. Hornscheidt identifiziert drei grundsätzliche Sichtweisen, die jedoch von einer Vielzahl von Übergängen und Zwischenstufen begleitet sind. Sie unterscheidet zwischen:

- Gender kommt sprachlich zum Ausdruck
- Gender wird sprachlich hergestellt
- Gender wird selbst als eine Sprache oder ein Zeichen(system) aufgefasst.

Die ersten beiden Sichtweisen möchte ich näher betrachten, da sie entscheidend für die Untersuchungen feministischer Linguistinnen sind.

4.1. Gender kommt sprachlich zum Ausdruck

Die grundlegende Annahme, die in dieser Sichtweise zum Ausdruck gebracht wird, ist, dass Sprache ein Abbild von Gender ist, d.h. dass Gender sich in Sprache auf verschiedenen Ebenen manifestiert und dadurch sichtbar wird.

„[...] Gender [„ist“] damit außerhalb von Sprache, wird aber in und durch Sprache ablesbar. Sprache spiegelt Gender in verschiedenen Formen und auf verschiedenen sprachlichen Ebenen realistisch und idealistisch wider und ist damit potentiell diskriminierend.“ (Hornscheidt 2006, S.222)

Das ist eine Sichtweise, die sich in vielen Forschungsfragen der Feministischen Linguistik findet: so z.B. in Fragen danach, mit welchen Formen auf Frauen und Männer referiert wird oder Fragen danach, welche genderspezifischen Stile oder Verhaltensweisen im Gesprächsverhalten festgestellt werden können, wobei Gender hier meist gleichgesetzt wird mit dem Sprechen oder Schreiben von Frauen und „Männer damit zur unbenannten, genderlosen, allgemeinmenschlichen Norm“ gemacht werden (Hornscheidt 2006, S. 226).

Wenn beispielsweise durch Forschung der Eindruck übermittelt wird, das Sprechen von Frauen sei „defizitär“, dann trägt das die Implikation, dass das Sprechen von Männern die Norm ist, gegen die das Sprechen von Frauen gemessen wird.

Wird Sprache in erster Linie als Abbildungsmechanismus verstanden, dann kann Gender als

[...] an sich nicht-hierarchisches und dichotomes, wertfreies und natürliches kategoriales Ordnungssystem menschlicher Existenz und Differenz gefasst werden, welches erst durch soziale Praktiken in seiner eigentlichen Wertfreiheit eingeschränkt und verzerrt wird. (Hornscheidt 2007. S.74)

In diesem Sinne wären feministisch-linguistische Forderungen nach einer sprachlich adäquaten Abbildung zu sehen, wie sie etwa von Pusch (1984) in der frühen Phase der feministischen Sprachkritik vorgetragen wurden. Gender „ist“ in

dieser Einschätzung vor der sprachlichen Benennung eine vorgegebene Kategorie der Ordnung.

4.2. Gender wird sprachlich hergestellt

In dieser Sichtweise ist Sprache nicht Abbild von Gender, sondern „herstellende Bedingung für Gender“ (Hornscheidt 2006, S.222). Gender ist demnach keine Kategorisierung, die der Sprache vorgängig ist, sondern eine Kategorisierung, die erst sprachlich geschaffen wird.

Dieser vom Poststrukturalismus geprägte Ansatz spielt eine entscheidende Rolle in der neuen feministischen Theorie, wie sie beispielsweise von Judith Butler vertreten wird. (vgl. Kapitel 3.2.)

Wird Gender als sprachlich hergestellt aufgefasst, dann stellen sich die folgenden Fragen:

Bezogen auf das Lexikon einer Sprache ist die Frage, wie Gender durch sprachliche Benennungspraktiken auf Personen aber auch Objekte, Institutionen, Eigenschaften usw. hergestellt wird, welche dieser Formen Eingang in das Lexikon einer Sprache finden [...]

In Bezug auf Gesprächsverhalten wäre dies unter anderem die Frage, welche Verhaltensweisen genderspezifisch zugeschrieben und wahrgenommen werden, inwiefern beispielsweise ein Gesprächsverhalten, ein Schreibstil oder eine Argumentation über Gender erklärt wird. (Hornscheidt 2006, S.222)

5. Forschungsgebiete der Feministischen Linguistik

Ich werde im Folgenden einige wichtige Forschungsgebiete anführen, nicht um die Unmöglichkeit eines Überblicks über die Komplexität des Forschungsgebietes anzustreben, sondern um zu zeigen, wie sich Schwerpunkte verlagert oder Prioritäten verschoben haben und welche Perspektiven sich für eine Weiterentwicklung des Themenfeldes abzeichnen.

Eine Kategorisierung von Forschungssträngen soll auch nicht verdecken, dass eine klare Grenzziehung zwischen den verschiedenen Ansätzen oft nicht möglich ist:

There are no neat boundaries separating these frameworks from each other. Their boundaries are 'leaky' precisely because there is much cross-fertilization of ideas. While some researchers work in more than one tradition, others have adopted new frameworks and have moved into new research areas as their approaches have developed over time. (Speer 2005, S.9)

In dem 1990 von Marlis Hellinger unternommenen Präzisierungsversuch, was das Besondere der feministischen Forschung zu Sprache und Geschlecht ausmacht, sind es drei Punkte, die zeigen, warum die Feministische Linguistik sich einer Einordnung in die Disziplin Linguistik mit all ihren Teildisziplinen widersetzt, sie „quer liegt“ (Bußmann, 1995, S.147):

1. Die F.L. stellt weibliches und männliches Sprachverhalten sowie die mit der Bezeichnung von Frauen und Männern zusammenhängenden sprachlichen Phänomene in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen [...]
2. Die F.L. interpretiert personenbezogene Asymmetrien im Bereich von Sprachsystem und Sprachgebrauch als Ausdruck der sprachlichen Benachteiligung von Frauen (Sexismus) und verknüpft diese unmittelbar mit der Ebene gesellschaftlicher Diskriminierung. Traditionelle Untersuchungen begnügen sich meist mit deskriptiven Ergebnissen [...]
3. Die F.L. akzeptiert Erscheinungsformen nicht als gegeben, sondern sucht nach Alternativen, die dem Grundsatz der sprachlichen Gleichbehandlung von Frauen und Männern entsprechen. Sie verfolgt explizit politische Ziele, indem sie herrschende Sprachnormen kritisiert und den von ihr unterstützten Sprachwandel als Teil eines gesamtgesellschaftlichen Wandels versteht [...]. (Hellinger 1990, S.12, zit. n. Wetschanow 1995, S.19)

Wenn von Forschungsgebieten feministischer Linguistik die Rede ist, so werden traditionellerweise zwei Teilbereiche angeführt, die mit ihren Fragestellungen das Feld der Forschung geprägt haben und zu einer feministischen Sprach- und Sprachgebrauchsanalyse geführt haben. Ein Teil der Forschung geht von der Analyse des Sprachsystems aus, ein zweites Teilgebiet besteht aus Untersuchungen, die vom Sprachgebrauch ausgehen, wobei Susanne Günthner und Helga Kotthoff betonen, dass „Sprache in der feministischen Linguistik nie als losgelöstes System und Sprechen nie als losgelöste Technik gesehen [wurde]“ (Günthner/Kotthoff 1991, S.17).

Ansätze des erstgenannten Forschungsgebiets werden oft unter dem Begriff feministische Sprachkritik oder Kritik an sexistischer Sprache zusammengefasst. Es ist jenes Forschungsgebiet, auf das ich meine Ausführungen in Kapitel 6. beziehen werde. Ein Set von Fragestellungen konzentriert sich darauf, wie Gender in der Sprache repräsentiert wird, d.h. durch welche sprachlichen Formen auf Frauen und Männer referiert wird. Unter sprachsystematischer Perspektive steht vor allem die Analyse von Personenreferenzformen im Vordergrund.

Die in vielen Sprachen festgestellten Asymmetrien sind als diskriminierend und sexistisch kritisiert worden.

Die Idee der Notwendigkeit der Sprachveränderung stellt für diesen Zweig der Feministischen Linguistik die logische Konsequenz aus der zuvor durchgeführten Sprach(system)beschreibung und der sich anschließenden Kritik und Entwicklung einer politischen Strategie dar. (Hornscheidt 2006, S.228)

Den zweiten Forschungsbereich dominieren Untersuchungen zum Gesprächsverhalten der Geschlechter. Hier ist die Ausgangsfrage die, ob und wie Frauen und Männer Sprache unterschiedlich verwenden und wenn ja, welche Konsequenzen das hat.

Sprachgebrauch ist in Hinblick auf Geschlechterdifferenzen auf verschiedenen Ebenen analysiert worden. Gisela Klann-Delius (2005, S.37-106) gibt in ihrer Einführung *Sprache und Geschlecht* einen ausführlichen Überblick über Untersuchungen in diesem Forschungsbereich: Linguistische Untersuchungen auf phonologischer, syntaktischer und semantischer Ebene konzentrieren sich zum Beispiel auf Bereiche wie Intonationsmuster, Aussprache, Präferenz für syntaktische Formen oder Wortschatz. Empirische Untersuchungen, die von pragmatischen Fragestellungen ausgehen, analysieren unter anderem Merkmale interpersoneller Kommunikation, wie Redemenge, Unterbrechungen oder Gesprächsarbeit sowie typische Sprechhandlungsmuster in bestimmten Diskursen. Die verschiedenen Untersuchungen vor allem seit Mitte der 1970er Jahre haben eine sehr umfangreiche, heterogene Forschungsliteratur mit zum Teil sehr widersprüchlichen Ergebnissen zu dieser Thematik hervorgebracht.

Wichtiger ist für mich in diesem Zusammenhang, einen Blick darauf zu werfen, wie sich unterschiedliche Positionen, den Zusammenhang von Sprache und Geschlecht betreffend, durch die feministische Auseinandersetzung modifiziert oder verschoben haben. Diese theoretischen Positionen oder Konzeptionen sind auch insofern von großer Bedeutung, als sie nicht nur den verschiedensten Beschreibungen und Erklärungen geschlechtstypischen Sprachverhaltens

zugrunde liegen, sondern auch Aufnahme - wenn auch oft in widersprüchlicher Weise - in verschiedene praktische Anleitungen gefunden haben. Deborah Cameron identifiziert zwei Arten von Ratgebern, die sich in erster Linie an Frauen wenden:

[...] career advice, which aims to improve the linguistic effectiveness of professional women, and relationship advice, which deals with communication difficulties in male-female interaction, particularly in the context of heterosexual relationships. (Cameron 1996, S.37)

Beide greifen in simplifizierender Weise auf Forschungsergebnisse zurück, die in verschiedenen Ansätzen der feministischen Forschung von Sprache und Geschlecht entstanden sind, und machen sie zu einem Teil des regulativen Rahmens, der Gender-Normen bestimmt. (vgl. Cameron 1996, S. 48)

5.1. Defizit, Dominanz und Differenz

Die so genannte Defizithypothese ist ein Begriff, der sozusagen rückwirkend von feministischen Kritikerinnen für die erste Phase - grob gesprochen die 1970er Jahre - der feministischen Darstellungen und Interpretationen des Zusammenhanges von Sprache und Geschlecht verwendet wird. Defizithypothese umfasst als Konzeptionsmodell all jene Ansätze, die weibliches Sprachverhalten als Reflex und Ausdruck gesellschaftlicher Machtlosigkeit und eines Männern untergeordneten Status werten. Ein Schlüsseltext für diese Position ist das einflussreiche Buch *Language and Woman's Place* von Robin Lakoff (1975).

Lakoff, die als eine der ersten feministischen Linguistinnen das weibliche Kommunikationsverhalten analysiert hat, identifiziert eine Reihe von Merkmalen, die sie einem „weiblichen Stil“ oder Sprachverhalten zuordnet. Unter diesen Merkmalen sind z.B. die häufigere Verwendung von Frageintonation oder angehängten Kurzfragen (*tag questions*) bei Feststellungen oder Aussagen und die vergleichsweise häufige Verwendung von Höflichkeitsfloskeln.

Von Lakoff beobachtete kommunikative Phänomene wie häufigere Unterbrechungen der Redebeiträge von Frauen signalisieren nach Ansicht der Autorin den inferioren gesellschaftlichen Status von Frauen und perpetuieren ihn.

Diesen kommunikativen Phänomenen wurde eine feste, vom Kontext losgelöste Bedeutung zugeordnet – sie drücken Unterlegenheit und Machtlosigkeit aus -, und als solche werden sie einem Geschlecht zugeschrieben, als weibliches Gesprächsverhalten definiert, welches in Folge als defizitär charakterisiert wird [...].(Hornscheidt 2005, S.276)

Die grundlegenden Annahmen eines Defizit-Ansatzes sind also, dass erstens Frauen anders reden als Männer und zweitens, dass ihnen dieses Sprachverhalten Nachteile in der Kommunikation bringt. (Braun 2004, S.14)

Diese Annahmen implizieren, dass Gender als „eine das Sprachverhalten wesentlich bestimmende Größe“ und als „eine dem konkreten Verhalten vorausgesetzte Größe“ (Klann-Delius 2005, S.14) bestimmt wird.

Lakoffs Hypothesen, zu denen die Linguistin durch Beobachtungen und Introspektion gelangte, führten zu einer Vielzahl von empirischen Studien in den folgenden Jahren, die ihrerseits von theoretischen und methodischen Verschiebungen gekennzeichnet sind.

The most fruitful research on gender and speech has conceptualized language not in terms of isolated variables, nor as an abstracted code, but within contexts of actual use. (Thorne et al. 1983, S.14)

Untersuchungen der quantitativen Verteilung von bestimmten Merkmalen weiblichen oder männlichen Sprechens wurden zunehmend von feministischen Gesprächsanalysen abgelöst, die „die Verbindung zwischen interaktionellem Mikro- und gesellschaftlichem Makrokosmos“ (Günthner/Kotthoff 1991, S.20) analysieren. In einer Dominanzkonzeption werden gesellschaftliche Machtverhältnisse und soziale Ungleichheiten wie etwa der Ausschluss von Frauen aus Machtpositionen mit einer Re-Konstruktion dieser Machtverhältnisse in

alltäglichen Interaktionen in Verbindung gebracht (Günthner 1997, S.128f, zit. n. Samel 2000, S.159). Als Dominanzindikatoren wurden unter anderem Unterbrechungen, Themenwechsel und Themenbestimmung untersucht. Das Problem, das ein zu eng gefasstes Dominanzkonzept aufwirft, ist eine monolithische Vorstellung von Macht und Unterdrückung, in der alle Männer alle Frauen dominieren (Talbot 1998, S.134). Ein so nicht weiter differenziertes Konzept läuft Gefahr, sich in einer Perspektive „Frau als Opfer“ festzulaufen (Schoenthal 1998, S.157).

Eine grundsätzlich andere Interpretation und Bewertung geschlechtstypischen Sprachgebrauchs findet sich in der in Abgrenzung von der Defizitkonzeption entwickelten Differenzkonzeption. Weibliches und männliches Gesprächsverhalten werden weiterhin als unterschiedlich bezeichnet, das Sprechen von Frauen wird aber in der Interpretation positiv bewertet. Im deutschsprachigen Raum ist diese Konzeption sehr stark mit den Arbeiten von Senta Trömel-Plötz verbunden (vgl. Klann-Delius, S.13), insbesondere durch ihre Ausführungen in dem Buch *Frauengespräche: Sprache der Verständigung* (1996).

Während also zum Beispiel indirekter Stil im Sprechen von Frauen im Rahmen der Defizit-Hypothese als Zeichen von Unsicherheit negativ bewertet wurde, wird er im Rahmen der Differenz-Hypothese als Zeichen für aktive Gesprächsarbeit positiv bewertet. (Hornscheidt 2005, S. 276)

Besonders im angloamerikanischen Raum wird das Konzept der Differenz oft auch als Zwei-Kulturen-Theorie bezeichnet, ein Konzept, das sich in den 80er Jahren als „linguistische Reaktion auf die Thesen der sozialen Konstruktion von Geschlecht“ (Hornscheidt 2005, S.277) herausbildete.

Die Interpretation der Differenzen wird hier in den Zusammenhang mit kulturellen Unterschieden gebracht (vgl. Maltz /Borker 1991). Durch Sozialisation in der Kindheit werden unterschiedliches Gesprächsverhalten anerzogen. Die unterschiedlichen Strukturen der gleichgeschlechtlichen Freundesgruppen, in denen Kinder aufwachsen, führen zu unterschiedlichen Kommunikationsstilen,

sodass ein Vergleich der Differenzen mit jenen zwischen zwei verschiedenen Kulturen nahe liegt (vgl. Tannen 1990).

Kommunikationsprobleme zwischen den Geschlechtern können auf diese Weise analysiert werden, ohne dass dabei ein Stil als dominant oder der andere Stil als defizitär eingestuft werden müssen. Die Nicht-Thematisierung von Machtaspekten in diesem vor allem von Deborah Tannen (1990) vertretenen Ansatz hat zu Spannungen und vehementer Kritik geführt (vgl. z.B. Crawford 1995, Talbot 1998, Cameron 1995 oder Trömel-Plötz 1998).

Die hier kurz angeführten theoretischen Positionen in der linguistischen Geschlechterforschung unterscheiden sich zwar dahingehend, wie Geschlechterdifferenzen zu interpretieren und bewerten sind, nicht aber in ihrer statischen Auffassung von Gender.

Both the deficit and difference models have at their centre the idea of individuals who speak as they do because of who they are (i.e. have been socialized to be), and not because of the way they are positioned in interaction with others in various contexts [...]. The language is an attribute of the person, the woman or man. (Cameron 1996, S.41)

Geschlecht wird als Kategorie in diesen Ansätzen vorausgesetzt, es ist kein Phänomen, das es zu erklären gilt, sondern es wird als gegeben gesehen, als Attribut, das vor dem Verhalten besteht, das analysiert wird. Eine so vor der theoretischen und empirischen Forschung stattfindende und im Alltagswissen so selbstverständliche Sortierung zweier Geschlechter, hinterfragt die Verschiedenheit von Frauen und Männern nicht, sondern verfestigt sie immer wieder aufs Neue. (vgl. Degele 2008, S.133)

Problematisch erschien die Differenzkonzeption, weil sie in ihrer essentialistischen Sicht auf Weiblichkeit/Männlichkeit die aus sozial-historischen Gründen konstituierte binäre Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit als konstruierte und somit auch auf Veränderung bzw. Aufhebung ausgerichtete Kategorisierung nicht erkannte. (Klann-Delius 2005, S.14)

5.2. „Doing gender“ und „Communities of Practice“

In Abgrenzung von den bisher angeführten theoretischen Ansätzen hat sich in der linguistischen Geschlechterforschung eine weitere Perspektive etabliert, die mit dem Stichwort „doing gender“ verbunden wird. Anders als bei den bereits zuvor genannten Konzeptionen wird Gender hier als soziale Konstruktion aufgefasst und somit nicht als Größe angenommen, die dem zu untersuchenden Verhalten vorausgesetzt ist. Die grundsätzliche Überlegung ist, “[...] gender is not a set of traits, nor a variable, nor a role [...] gender itself is constituted through interaction” (West/Zimmermann 2002, S. 6).

Gender wird demnach in der Interaktion auch durch kommunikative Aktivitäten produziert und inszeniert. Ruth Wodak fasst die konzeptionellen Überlegungen, die Betonung des Prozesshaften von „doing gender“ folgendermaßen zusammen:

Unlike [the] non-interactive approach, ‘doing gender’ regards membership of a gender not as a pool of attributes ‘possessed’ by a person, but as something a person ‘does’. In this sense, membership of a gender constitutes a performative act and not a fact. Gender is continually realized in interactional form. Gender is created not only in the everyday activities which characterize ‘doing gender’, but also in the asymmetry of the relationship between the sexes, the dominance of the ‘male’ and its normativeness. Patriarchal inequality is produced and reproduced in every interaction [...]. (Wodak 1997, S.12)

Auch in dem von Penelope Eckert und Sally McConnell-Ginet entworfenen Konzept der „communities of practice“ wird Gender als konstruiert gesehen:

Our major aim is to encourage a view of the interaction of gender and language that roots each in the everyday social practices of particular local communities and sees them as jointly constructed in those practices [...]. (Eckert/McConnell-Ginet 1998, S.486)

Dieses Modell sieht Geschlecht/Gender als einen Faktor, der interdependent mit anderen die Gesprächssituation konstituiert. Geschlecht kann in den

unterschiedlichen Situationen durchaus unterschiedlich konstruiert werden, weil in den unterschiedlichen Situationen auch divergierende Ansprüche an Geschlechterrollen gestellt werden (vgl. Hornscheidt 2005, S.278).

Bisherige Konzepte der Feministischen Linguistik werden seit etwa Mitte der 1990er Jahre verstärkt einer kritischen Reflexion unterzogen, was Buchtitel wie *Rethinking of Gender and Language Research* (Bergvall et al. 1996) bezeugen.

Die Frage, die sich die Feministische Linguistik kontinuierlich stellen muss, ist, mit welchen - nicht näher reflektierten - Vorannahmen traditionelle Fragen z.B. nach geschlechtsspezifischen Unterschieden im Gesprächsverhalten gestellt werden. Das unhinterfragte Akzeptieren einer biologischen weiblich-männlich Dichotomie führt zu Fragen wie „Wie sprechen Frauen und Männer unterschiedlich?“ mit der Annahme, dass das Sprechen diese Dichotomie reflektiert.

Cameron fordert von Feministischer Linguistik eine Einbeziehung der neuen feministischen Theorie und daher eine Hinterfragung ihres eigenen Umgangs mit der Kategorie Gender: *[G]ender is a problem, not a solution.* (Cameron 1996, S.44)

6. Feministische Sprachkritik

Der Schwerpunkt in dem folgenden Kapitel gilt der feministischen Auseinandersetzung mit Sprache als System. Es ist dies ein Forschungsbereich, der im öffentlichen Diskurs oft als stellvertretend für das weite Feld der Feministischen Linguistik gesehen wird und auch eine gewisse mediale Aufmerksamkeit erfahren hat. Allerdings muss hier angemerkt werden, dass gerade in der öffentlichen Diskussion von sexistischer bzw. nichtsexistischer Sprache mittels verschiedener Strategien eine Verzerrung der von feministischen Linguistinnen vorgeschlagenen Änderungen produziert wird. (vgl. Kapitel 7.3.7.). Dennoch haben die Interventionen ihre Auswirkungen gezeigt, sodass auch nichtfeministisch gesinnte oder nicht-fachlinguistisch interessierte SprachbenutzerInnen, sei es nun durch bei anderen beobachteten veränderten Sprachgebrauch oder durch berufliche Konfrontation mit Empfehlungen, mit den Forschungen von feministischen Linguistinnen konfrontiert werden. Ich werde im Folgenden einen kurzen Überblick über die Entstehung der feministischen Sprachkritik geben und dann zeigen, welche Argumentationen in der Debatte verwendet werden.

6.1. Die Entwicklung der Debatte zu einem nicht-sexistischen Sprachgebrauch

Die Entwicklung der Debatte zu einem nicht-sexistischen Sprachgebrauch nahm ihren Anfang in den 1970er Jahren in den USA und stellt den ersten wichtigen Schwerpunkt für die feministische Beschäftigung mit Sprache und Geschlecht dar. Dies gilt sowohl für den angloamerikanischen Raum als auch etwas später für den deutschsprachigen Raum.

Erste umfassende Darstellungen des möglichen Forschungsgebietes wurden publiziert. Die Ausführungen von Mary Ritchie Key (1975) und insbesondere von

Robin Lakoff (1975) haben die weiteren Debatten über viele Jahre hindurch maßgeblich inspiriert. Beide diagnostizieren sexistische Diskriminierung von Frauen in der Verwendung des englischen Sprachsystems und beide stellen Hypothesen das weibliche Sprechen betreffend auf. Im gleichen Jahr erschien der von Barrie Thorne und Nancy Henley herausgegebene Sammelband *Language and Sex: Difference and Dominance* (1975). Gemeinsam umreißen diese Publikationen bis heute maßgebliche Forschungsbereiche der Feministischen Linguistik und gelten als erste Bestandsaufnahme aus feministischer Sicht. (vgl. Bußmann 1995, S.129)

Nach diesen ersten umfassenden Darstellungen erschienen bereits innerhalb kurzer Zeit unzählige Beiträge zum Thema Sprache und Geschlecht, die Bestandsaufnahmen diskriminierender Sprache durchführten, aber auch Geschlechtsunterschiede im Sprachgebrauch ins Zentrum ihrer Überlegungen stellten, wodurch das Thema zunehmende Medienwirksamkeit erlangte.

Die für den Feminismus typische Spannung zwischen Kritik und Utopie wird [...] schon in den Anfängen der Bewegung auf sprachlicher Ebene sichtbar. Parallel zu Attacken gegen die herrschenden Formen entwickeln sich Veränderungsvorschläge sowie das Modell eines „weiblichen Sprechens“, wodurch der Doppelfunktion von Sprache als Stabilisator und Instrument für mögliche Veränderung Rechnung getragen wurde. (Postl 1991, S.27)

Eingang in den deutschsprachigen Raum fand die Feministische Linguistik 1978 mit dem in der Zeitschrift *Linguistische Berichte* erschienenen Aufsatz „Linguistik und Frauensprache“ von Senta Trömel-Plötz. In dem als Übersichtsartikel konzipierten Beitrag versucht Trömel-Plötz das, was im englischsprachigen Raum bereits intensiv diskutiert wurde, auch auf die deutsche Sprache umzulegen und so eine Sensibilisierung für Ungleichheiten zu initiieren (Trömel-Plötz 1982, S.35). Insbesondere ihre Ausführungen zum generischen Gebrauch von maskulinen Nomen im Deutschen erregten Unmut und vehemente Kritik von Seiten Hartwig Kalverkämpfers (1979), der, wie Trömel-Plötz rückblickend meint, „kritisierte, korrigierte, belehrte, widerlegte, berichtigte, bevormundete“ und dabei aber, so ihr

Vergleich, „wie ein aufgeregtes Huhn über dem falschen Ei [flatterte]“ (Trömel-Plötz 2004, S. 51). Kalverkämpers Antwort wiederum provozierte eine Replik von Luise F. Pusch, die als Systemlinguistin zu den von Kalverkämpfer auf Ebene des Strukturalismus vorgetragenen Kritikpunkten Stellung bezieht und erstmals ein „Wir“ als deutschsprachige feministische Linguistinnen formuliert (vgl. Pusch 1979). Diese Auseinandersetzung, die in der Folge oft als „Kontroverse um den generischen Sprachgebrauch“ bezeichnet wurde, ist aus mehrerlei Gründen interessant. Zum einen zeigt die leidenschaftlich vorgetragene Diskussion jene Elemente, die gerade die Anfänge der Feministischen Linguistik geprägt haben: politische Überzeugung, Wut, Empörung und gleichzeitig Begeisterung für dieses neu entdeckte Forschungsgebiet, Wunschdenken und Utopie und das alles vorgetragen mit pointierten Formulierungen, Ironie oder, wie KritikerInnen meinen, einem gewissen Maß an Polemik.

Zum anderen widerspiegelt diese Kontroverse Argumentationsmuster, die sich auch in weiterer Folge in der Auseinandersetzung mit diesem Forschungsbereich der Feministischen Linguistik immer wieder aufs Neue finden und einen starken Widerstand gegen feministisches Veränderungsstreben ausdrücken.

[...] der Widerstand gegen feministische Sprachpolitik ist bezeichnenderweise dort am stärksten, wo gleichzeitig der Anspruch der Objektivität am höchsten ist: In der *mainstream*-Linguistik (Strukturalismus, Generative Grammatiken) kommt der Mensch als soziales Wesen (unterschieden nach biologischem Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, Gesellschaftsschicht, Alter) nicht vor. Wo Zentrum und Ziel einer Grammatiktheorie die kontextfrei formulierte sprachliche Regel ist, werden der Vorgang des Sprechens als sozialpolitisches Handeln und die Rolle der Sprechenden in die Bindestrich Linguistiken (Sozio-Linguistik, Psycho-Linguistik) verwiesen. (Bußmann 1995, S.147)

Nach Hornscheidt befand sich die Feministische Linguistik gerade in ihren Anfängen in der „paradoxen Situation“ die Kritik an linguistischen Analysen von einem strukturalistischen Standpunkt aus zu formulieren, der die Herangehensweise gleichzeitig in Frage stellt, denn die Feministische Linguistik „strebt eine Veränderung des Sprachsystems an in ihren Bemühungen um eine

nicht-sexistische Sprache und geht in ihren Argumentationen gleichzeitig über die sprachsystematische Ebene hinaus [...]“ (Hornscheidt 1998, S.169).

Die Vorstellung einer systemorientierten Betrachtungsweise von Sprache gehört zur Terminologie der strukturalistischen Linguistik und geht auf die durch den Linguisten Ferdinand de Saussure getroffene Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* zurück. In dieser Terminologie umfasst die Ebene der *parole* das tatsächliche Sprechen, damit die konkreten individuellen Äußerungen, *langue* hingegen ist das überindividuelle, also nicht vom einzelnen Individuum abhängige Sprachsystem, dessen deskriptiver Erfassung, und zwar in einer synchronen Perspektive das Erkenntnisinteresse gilt. Der Begriff Sprachsystem, die Struktur der Sprache umfasst die in einer natürlichen Sprache geltenden phonologischen, morpho-syntaktischen und semantischen Strukturen (vgl. Klann-Delius 2005, S 37) und wird als dem Sprechen vorgängig und somit auch vorgegeben gesehen.

Ein Ansatz wie jener der Feministischen Linguistik, der in der Analyse von Asymmetrien einen Zusammenhang herstellt zwischen gesellschaftlicher und sprachlicher Diskriminierung und damit „Sprache [...] als soziales Zeichensystem betrachtet, mittels dessen Angehörige einer Kulturgruppe soziale Handlungen ausführen“ (Günthner/Kotthoff 1991, S.16) kann mit dem explizit formulierten gesellschaftspolitischen Anspruch gar nicht bei deskriptiven Feststellungen stehen bleiben.

Wie Cameron (1985) in ihrer kritischen Auseinandersetzung mit der Verbindung von *Feminism and Linguistic Theory*, so der Titel ihres Buches, zeigt, ist ein wichtiges Aufgabengebiet der Feministischen Linguistik, nicht nur wie in diesem Fall über die sprachsystematische Ebene hinauszugehen oder in den Ausführungen keine Unterscheidung zwischen System und Gebrauch von Sprache zu treffen, sondern vielmehr kontinuierlich die theoretischen Prämissen linguistischer Theorien zu hinterfragen. Damit verbunden ist eine grundsätzliche Infragestellung des Grundgedankens, durch Dichotomien wie Sprachsystem vs. Sprachgebrauch, deskriptiv vs. präskriptiv, synchron vs. diachron ein objektiv feststell- und beschreibbares System zu erhalten (vgl. Cameron 1985, Hornscheidt 2005).

6.2. Das Forschungsgebiet der feministischen Sprachkritik – international

Ausgehend von der Fragestellung, ob und wie sich die Diskriminierung der Frau auch in den als selbstverständlich empfundenen Strukturen der Sprache widerspiegelt, konzentrierte sich ein beträchtlicher Teil der feministischen Forschung zu Sprache und Geschlecht vorerst darauf, strukturelle und semantische Merkmale verschiedener Einzelsprachen zu analysieren und eine Benachteiligung von Frauen in den Bereichen Grammatik, Morphologie und Lexikon nachzuweisen, um in der Folge „Sexistische Sprache“, so der neu kreierte Terminus, zu kritisieren.

Sprache ist sexistisch, wenn sie Frauen und ihre Leistungen ignoriert, wenn sie Frauen nur in Abhängigkeit von und Unterordnung zu Männern beschreibt, wenn sie Frauen nur in stereotypen Rollen zeigt, und ihnen so über das Stereotyp hinausgehende Interessen und Fähigkeiten abspricht und wenn sie Frauen durch herablassende Sprache demütigt und lächerlich macht. (Guentherodt et al 1980, S. 15)

Dieses Zitat zeigt, dass mit der Bezeichnung „sexistische Sprache“ sowohl systemlinguistische Aspekte, aber auch bestimmte Weisen des Gebrauchs, den wir von diesem System machen, kritisiert werden.

Mit der Kritik an sprachlichem Sexismus und Androzentrismus ist die deutschsprachige Feministische Linguistik Teil eines internationalen Phänomens. Waren die Ausführungen zu *sexist language* zu Beginn der feministischen Forschung noch auf den englischen Sprachraum beschränkt, so sind mittlerweile die linguistischen Repräsentationen von Frauen und Männern in den verschiedensten Sprachen zum Gegenstand feministisch kritischer Überprüfungen geworden. Erste vergleichende Überblicke finden sich schon 1985 bei Marlis Hellinger. Eine sehr ausführliche Darstellung der in verschiedenen Ländern durchgeführten Untersuchungen und der für die Forcierung von Sprachwandel entwickelten Strategien bietet Anne Pauwels in dem 1998 erschienen Buch *Women Changing Language*. Neben den Forschungen über verschiedene

europäische Sprachen inkludiert sie auch einige asiatische Sprachen und identifiziert dabei einige gemeinsame Elemente, die quer durch die verschiedenen Sprachen als sexistisch entlarvt wurden:

- The man (men or the male) [...] is seen as the norm or reference-point. The woman (or women), on the other hand, is subsumed to be included in any linguistic reference to the man.
- As a result of the above practice, the woman is largely invisible in language. However, if she is visible, her visibility is predominantly of an asymmetrical nature. [...]
- [...] grammatical and other features of language often contribute towards a view of linguistic dependency or derivation of the female element on (from) the male (e.g. derivation of feminine forms from masculine forms).
- The linguistic representation of both sexes is often highly stereotypical. Women are primarily portrayed as sexual creatures [...] whereas men are more likely to be portrayed as 'rational' creatures. (Pauwels 1998, S. 34f)

6.3. Der feministisch-kritische Blick auf die deutsche Sprache

Auch in der deutschsprachigen feministischen Sprachkritik liegt der Fokus der vorangehenden Analyse auf den systemimmanenten Möglichkeiten der Referenznahme auf Frauen und Männer und darauf, welche Möglichkeiten davon in der Praxis benützt werden.

Die kritische Analyse kommt zu dem Schluss, dass eine grundlegende Asymmetrie die Möglichkeit und Praxis der Personenreferenzformen kennzeichnet:

Die systemischen Möglichkeiten der Personenreferenz im Deutschen zeigen eine fundamentale Asymmetrie und führen deshalb zu einer Ungleichbehandlung im Deutschen, damit ist die deutsche Sprache in ihrer Struktur und ihrem Lexikon sexistisch und androzentrisch. (Schoenthal 1989, S.301, zit. in Klann-Delius 2005, S.25)

Es sind jene aufzudeckenden Asymmetrien, die zu Unsichtbarkeit, sprachlichem Ausschluss, sprachlicher Nicht-Existenz von Frauen (Postl 1991, S.93) oder wie

Pusch es in Anlehnung an George Orwell² bezeichnet, zu „Vaporisierung“ von Frauen (Pusch 1990, S. 24) führen.

6.4. Das „generische Maskulinum“

Ein besonders komplexes Forschungsgebiet und wohl der bekannteste Aspekt der feministischen Kritik an sexistischer Sprache und Sprachverwendung ist der referentielle Gebrauch des so genannten generischen Maskulinums.

Grammatiktheorien zufolge haben maskuline Formen von Nomen und Pronomen, die auf Personen verweisen, zwei grundsätzliche Anwendungsmöglichkeiten: sie können geschlechtsspezifisch verwendet werden, das heißt sie referieren auf Personen mit dem Sexus männlich, sie können aber auch dann zur Anwendung kommen, wenn auf Personen unbekannten Geschlechts verwiesen wird oder wenn sowohl Personen weiblichen und männlichen Geschlechts gemeint sind. In diesem Fall haben sie dann besagte generische, geschlechtsindefinite oder geschlechtsabstrahierende Funktion.

Was die Personenreferenzformen anbelangt, so betrifft dies im Deutschen Nomen der Personenbezeichnung im Singular (*der Student*) und im Plural (*Die Schüler der Oberstufe*), die Indefinitpronomen *jemand*, *niemand*, *wer* und die Pronominalformen *keiner* und *jeder*, das pronominale *man* sowie syntaktische Anschlüsse durch Possessivpronomen (*Wer hat seinen Badeanzug vergessen?*).

Zentrale Grundlage für die feministische Kritik ist die Annahme eines engen Zusammenhanges von Genus und Sexus bei den Personenbezeichnungen, d.h. eine Übereinstimmung zwischen grammatischem Genus und dem so genannten „natürlichen“ Geschlecht – „[e]ine der stillen und gewichtigen Grundannahmen der Feministischen Linguistik“ (Hornscheidt 1998, S. 168), die im Zuge der

² In George Orwells Roman 1984 sind „vaporisierte Personen“ oder auch „Unpersonen“ jene Personen, die auf Befehl der Partei plötzlich verschwinden und vergessen werden müssen. (vgl. Pusch 1990, S. 24)

Auseinandersetzung mit neueren feministischen Theorien kritisch betrachtet werden muss.

Wenn maskuline Formen nun dazu verwendet werden, um in bestimmten Fällen auch Frauen zu bezeichnen, dann kommt es hier zu einem Konflikt zwischen dem grammatischen und dem „natürlichen“ Geschlecht (vgl. Postl 1991, S.93) und die zwei potentiellen Lesarten der maskulinen Form führen zu einer Asymmetrie hinsichtlich sprachlicher Eindeutigkeit und Geschlechtergerechtigkeit. (vgl. Rothmund/Scheele 2002, S.115).

Den Femina der Personenbezeichnungen, die in ihrer Referenz eindeutig sind, stehen die prinzipiell mehrdeutigen maskulinen Formen der Personenbezeichnung gegenüber. Die mögliche generische Verwendung erfordert eine interpretative Mehrleistung bezüglich der Feststellung, ob und wann sich Frauen nun mit eingeschlossen oder ausgeschlossen fühlen sollen.

Pusch vergleicht die in der asymmetrischen Verwendung angelegte Chancenungleichheit mit einem Glücksspiel:

Man kann also unser deutsches Sprachsystem in diesem Bereich mit einer Lotterie vergleichen, in dem Männer mit jedem Los gewinnen (mit beiden Lesarten gemeint sind), Frauen aber nur mit jedem zweiten. (Pusch 1984, S. 27)

Ein feministisches Hauptargument gegen die Verwendung generischer maskuliner Formen ist, dass diese, wie der Kontext oft zeigt, nicht wirklich von generischer Referenz sind, was zu einem Problem der Geschlechtergerechtigkeit führt:

Indem generische Maskulina vorwiegend auf Männer referieren, generieren sie ein männliches Bias im Denken der Sprachbenutzer und –benutzerinnen, das für die mentale Unterrepräsentation weiblicher Referenz verantwortlich ist. (Hellinger 2004, S. 278)

Das bedeutet aber auch, dass, selbst wenn von den Sprechenden eine geschlechtsindifferente Verwendung intendiert ist, diese oft nicht als solche verstanden bzw. interpretiert wird.

Die hier angesprochene Asymmetrie zeigt nach Ansicht feministischer Linguistinnen also, dass die Verwendung des „generischen Maskulinums“ nur eine „pseudogenerische“ ist. (vgl. Pusch 1984, S. 53)

6.5. Die Kontroverse um das generische Maskulinum

Die feministische Kritik am generischen Maskulinum hat zu teils sehr heftigen Kontroversen im deutschsprachigen Raum geführt, die in einer großen Anzahl von Veröffentlichungen ausgetragen wurden, wobei sich die Argumentationsmuster in der Debatte sichtlich verfestigt haben. Der Ausgangspunkt der Gegenpositionen ist meist eine uneingeschränkte strukturalistische Sprachauffassung, die hier mit einem pluralistischen Ansatz konfrontiert wird.

Während die Feministische Linguistik das Hauptaugenmerk darauf richtet, ob generische geschlechtsindefinite Ausdrücke nun tatsächlich in der postulierten Weise funktionieren, dies in referenzsemantischer Argumentation verneint (und in der Folge eine veränderte Gebrauchsweise initiiert), zementiert die Gegenseite eben dieses Postulat mit Hinweisen auf strukturalistische Prinzipien wie Oppositions- Neutralisation und Merkmalsreduktion bei Archilexemen und sieht nicht nur keine Notwendigkeit, die vorherrschende Sprachnorm zu verändern, sondern befürwortet damit gleichzeitig die Beibehaltung des konventionellen Musters.

Diese grundlegenden Argumentationspositionen finden sich bereits in der von mir zuvor angesprochenen Auseinandersetzung zwischen den feministischen Linguistinnen Trömel-Plötz und Pusch mit dem sich nach eigener Aussage einem „wertfreien und vorurteilslosen struktural-systematischen Zugang zum Phänomen ‚Sprache‘ verpflichtet“ fühlenden Linguisten Kalverkämper. (Kalverkämper 1979, S.55).

In ihrer umfassenden „Einführung in die feministische Sprachwissenschaft“ (2000) fasst Ingrid Samel die Position Kalverkämpers zusammen:

Die maskuline Personenbezeichnung *der Kunde* ist nach Ansicht Kalverkämpers ein Archilexem (Oberbegriff) und deshalb neutral. Das Wort *der Kunde* habe strukturalistisch gesehen ein sozial bekanntes semantisches Merkmalsbündel, das das Substantiv von anderen Substantiven unterscheidbar mache. Auf diese Art bekomme es im Lexikon seinen systematischen Stellenwert. Die Markierung [männlich] sei nur eines unter mehreren Merkmalen von der Kunde. Die Reduktion um das Merkmal [männlich] führe dazu, daß der Kunde zum Archilexem werden könne, der damit neutral werde. Wenn aber das Lexem der Kunde in Opposition zu *die Kundin* stünde, erhalte es wiederum das Merkmal [männlich]. (Samel 2000, S.67)

Wie Kalverkämper unterstreicht, ist diese auch die für die generische Verwendung des Maskulinums ausschlaggebende Merkmalsreduktion in den natürlichen Sprachen nichts Besonderes. Ein universelles Strukturprinzip sei die Grundlage

dafür, dass die unmarkierten (merkmallosen bzw. merkmalsreduzierten) Formen für die markierten (merkmalhaltigen) eintreten können.

Ähnlich argumentieren Hans-Heinrich Lieb und Helmut Richter (1990), die darauf hinweisen, dass ein Wort aus einer Formkomponente und einer Bedeutung besteht. Sie kommen zu dem Schluss:

Studentin kann nur deshalb ‚weibliche Person, die studiert‘ bedeuten, weil das zugrunde liegende Wort *Student* ‚Person, die studiert‘ bedeutet und nicht etwa ‚männliche Person, die studiert‘. (Lieb/Richter 1990, S.150)

Somit verstehen sie *Student* in generischer Bedeutung, also als Person, die studiert und *Student* im Sinne von männlicher Person als zwar gleich lautend, aber dennoch als zwei verschiedene Worte:

[...] die Bedeutung des sexusneutralen lässt sich keineswegs als bloße ‚Gebrauchsweise‘ des sexusspezifischen auffassen[...]: *Studentin* ist von einem eigenen Wort abgeleitet und nicht etwa von einer ‚Gebrauchsweise‘ eines Wortes (Lieb/Richter 1990, S.150)

Einzig der Kontext gibt Aufschluss darüber, um welche Bedeutung es sich handelt: wenn nämlich aus dem Kontext nichts anderes hervorgeht, dann, so folgern Lieb und Richter, ist die sexusneutrale Bedeutung gebraucht.

Aber genau hier hat ja die feministische Kritik angesetzt, indem sie aufzeigt, dass die Disambiguierung der Mehrdeutigkeit durch den Kontext Frauen sehr häufig zeigt, dass sie eben nicht gemeint sind, also nicht mit eingeschlossen sind und dass die, sprachsystematisch gesehen, sexusneutralen Formen aufgrund der Kontextinterpretation, in die lebenspraktische Erfahrungen einfließen, eben doch als die mit dem männlichen Sexus assoziierten Formen verstanden werden. (vgl. Klann-Delius 2005, S.29f)

Es ist hier nicht mein Anliegen, die Debatte um den generischen Sprachgebrauch im Detail darzustellen, sondern mit den eben zitierten Passagen der Auseinandersetzung zu illustrieren, wie in der fachlinguistischen Diskussion

Gegenposition bezogen wurde. Von feministischer Seite steht das Bemühen aufzuzeigen, wie sich in diesem Falle durch die angeblich generische Verwendung maskuliner Formen Asymmetrien manifestieren und zu Unsichtbarkeit und Benachteiligung von Frauen führen. Die Gegenposition beharrt auf Strukturprinzipien, auf universellen Systemeigenschaften, die eben diese Anwendung ermöglichen. So resümierte Hildegard Gorny 1995 über die Situation der feministischen Sprachkritik mit folgenden Worten:

Der Diskussionsstand ist festgefahren. Es scheint eigentlich alles gesagt, was zu dem Thema zu sagen ist; die Argumente wiederholen sich und werden nur an neuen Beispielen demonstriert. Den Argumenten folgen Gegenargumente in fast schon ritualisierter Form. [...] Immerhin ist das Thema seit Mitte der achtziger Jahre aus den feministischen und linguistischen Diskussionszirkeln mehr und mehr in die Öffentlichkeit und in die Parlamente wie in die Ministerien gedrungen. (Gorny 1995,S.541f, zit. n. Pusch 1999,S.22)

6.6. Das Sprechen, Wahrnehmen und Denken von Personenreferenzformen

In einer rückblickenden Betrachtung der vergangenen 30 Jahre feministischer Sprachkritik im deutschsprachigen Raum zeigt sich, dass sich die Kritik an der sprachlichen Nicht-Sichtbarkeit von Frauen im Kern der Argumentation nicht wesentlich geändert hat. Allerdings zeigt sich in der Weiterverfolgung dieser Argumentation auch ein neuer, in den 1990er Jahren verstärkter Fokus des Interesses feministischer Forschung zu Personenreferenzformen. Dieses neue Interesse kann als „Teil einer sprachphilosophischen Beschäftigung damit, inwiefern Sprache, Wahrnehmung und Denken in Abhängigkeit voneinander sind“ (Hornscheidt 2005, S. 274) gesehen werden. Im Zentrum der Überlegung steht die Frage, zu welchen Assoziationen das Lesen oder Hören von Personenreferenzformen führt und was das für die Wahrnehmung von Individuen bedeutet.

Zahlreiche Experimente, in erster Linie im englischen Sprachraum, haben bereits gezeigt, dass ungeachtet normativer Grammatiktheorien maskuline Formen tendenziell eher geschlechtsspezifisch und nicht als generisch auf beide Geschlechter referierend verstanden werden. Für das Deutsche liegen noch wenige empirische Untersuchungen vor. Eine davon ist die von Lisa Irmen und Astrid Köhncke (1996), die unter Verwendung von Stimulussätzen mit generischem Maskulinum, spezifischem Maskulinum oder mit Femininum der Frage nachgingen, welche Assoziationen durch das generische Maskulinum bei den Versuchspersonen ausgelöst wurden. Die Versuchspersonen sollten nach den Stimulussätzen entweder die Frage nach ihrer Assoziation mit „weiblich“ oder „männlich“ verbal beantworten oder in einem zweiten Experiment durch die Wahl eines Bildes antworten. In beiden Experimenten wurde die Reaktionszeit gemessen. Dabei zeigte sich, dass die Reaktionszeit weitaus kürzer war, wenn das generische Maskulinum mit „Mann“ assoziiert wurde. Zudem gaben nur 20% der Versuchspersonen eine Assoziation „Frau“ an, wenn sie zu einer verbalen Antwort aufgefordert wurden. Bei der Bildwahl war der Prozentsatz deutlich höher.

Eine andere interessante Studie, die in den Versuchsaufbau auch verstärkt den Faktor Kontext mit einbezog, ist jene von Friederike Braun et al (1998), die in zwei Experimenten die Wirkung des generischen Maskulinums auf die gedankliche Einbeziehung von Frauen im Vergleich zu Alternativformulierungen überprüften. Hier wurden den Versuchspersonen Texte entweder über ein typisch männliches Studienfach (hier war es die Geophysik) oder ein typisch weibliches Studienfach (Ökotrophologie) vorgelegt. Der Einschätzung von „typisch weiblich“ oder „typisch männlich“ ging eine Vortest voran. In diesen Texten, die von Kongressen handelten, kamen die Personenbezeichnungen entweder im generischen Maskulinum (z.B. *die Wissenschaftler*), in Neutralform (z.B. *die wissenschaftlich Tätigen*) oder in Beidbenennung (z.B. *Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler*) vor. Nach Lektüre der Texte sollten die Versuchspersonen angeben, wie hoch der Prozentsatz von Frauen bzw. Männern bei diesen Kongressen war. Der Kontext erwies sich als ein wesentlicher Faktor für die Interpretation, denn auch bei Verwendung des generischen Maskulinums wurde der Frauenprozentsatz im

Kontext des typisch weiblichen Studienfachs deutlich höher geschätzt als im Kontext der Geophysik. Ein interessantes Ergebnis vor allem für die Diskussion der von Richtlinien (vgl. Kapitel 7.3.) vorgeschlagenen Strategien zur Vermeidung der Verwendung von generischen Maskulina ist, dass der Einsatz von Neutralformen zu einem überraschend niedrig geschätzten Frauenanteil führte.

Die Autorinnen der Untersuchungen ziehen die folgenden Schlüsse für die Sprachpraxis:

Der Verdacht der Sprachkritikerinnen, dass das generische Maskulinum ‚männliche‘ Assoziationen verstärkt, hat sich in der empirischen Überprüfung als berechtigt erwiesen. Dieser Zusammenhang sollte jedoch differenzierter formuliert werden, da diese Wirkung nicht in jedem Fall und nicht bei allen Rezipierenden auftritt. (Braun et al. 1998, S. 281)

Studien wie die von Braun et al. sind meines Erachtens ein wichtiges Korrektiv zu einem vereinfachten deterministischen Schluss, der die Bedeutung von Worten unabhängig vom Kontext der Verwendung begreift.

7. Feministische Sprachpolitik und Sprachwandel

Die Feministische Linguistik hat sich von Beginn an als eine parteiische Linguistik deklariert, die das erklärte Ziel hat, mit einem gesellschaftspolitischen Anspruch eine Veränderung in Richtung einer Gleichstellung der Geschlechter herbeizuführen.

Feministische Parteilichkeit und Veränderungsabsicht sah in der theoretischen Annäherung an Sprache und Sprechen einen Beitrag zur Aufhebung weiblicher Diskriminierung und zur Verbesserung der realen Lebenssituation von Frauen. (Postl 1991, S.27)

Für den von mir in diesen Ausführungen in den Vordergrund gerückten Bereich Feministischer Linguistik bedeutet dies, dass Linguistinnen, motiviert von dem feministischen Grundverständnis, gegen die Diskriminierung von Frauen zu arbeiten, damit begannen, Mechanismen, die das hierarchische Geschlechterverhältnis in der Sprache abbilden, erzeugen und fortschreiben, aufzuspüren. Der erste Schritt besteht darin, ein Bewusstsein über diese Mechanismen zu schaffen. Die Beschreibung der Mechanismen ist mit einer Bewertung verbunden, an die sich die Forderung nach Veränderung knüpft. Das Ziel ist ein geschlechtergerechter Sprachgebrauch und die Elimination von diskriminierenden Ausdrucksweisen.

Bei diesem gesamten Komplex, der unter dem Begriff der feministischen Sprachpolitik, manchmal auch unter dem Aspekt von Sprachplanung (vgl. Pauwels 1998) diskutiert wird, erscheint es mir hilfreich, in Anlehnung an Pauwels die Fragen nach dem „Wer fordert was für wen und warum?“ zu stellen.

Der feministisch motivierte Sprachwandel ist das Ergebnis von Sprachkritik, die sich auf verschiedenen Ebenen manifestiert. Pusch spricht pointiert von den „drei „L“ der internationalen feministischen Sprachkritik – Laiinnen, Linguistinnen und

Literatinnen“ (vgl. Pusch 1990, S.75), die sich gegenseitig inspirieren. Tatsächlich gehen gerade am Beginn der feministischen Sprachkritik viele Impulse von nicht fachlinguistisch tätigen Feministinnen aus, die spontan für viele neue Wortkreierungen (wie *frau* oder *mann* als Ersatz für *man*) sorgen und die Elimination diskriminierender Sprachpraktiken fordern. Die feministischen Linguistinnen wiederum nehmen diese Impulse auf und versuchen die Mechanismen sprachlicher Diskriminierung fundiert zu analysieren, kritisches Bewusstsein zu schärfen und die Verbreitung eines nichtsexistischen Sprachgebrauchs zu forcieren. In die vorgeschlagenen Alternativen fließt also schon bereits Bestehendes ein. (vgl. Schräpel 1985, S.225)

Somit kann der feministisch motivierte Sprachwandel als „grassroots phenomenon“ (vgl. Pauwels 1998, S.11), also als „Sprachwandel ‚von unten‘, [...], der nicht von Normungsinstitutionen oder vom Staat initiiert ist“ (Samel 2000, S.126f) interpretiert werden.

Deborah Cameron ordnet die feministische Sprachpolitik unter dem Begriff „Verbal Hygiene“ ein. Verbal Hygiene ist ihr Sammelbegriff für normative metalinguistische Praktiken, die auf der Überzeugung beruhen, dass bestimmte Weisen, Sprache zu verwenden, funktional, ästhetisch oder moralisch anderen Formen überlegen sind (vgl. Cameron 1996, S.36). Im Zusammenhang mit dem Konzept der „political correctness“ bezeichnet sie auch feministische Sprachveränderungsbestrebungen als „linguistic guerilla war“, dem sich die SprachbenutzerInnen – hier des Englischen - nicht entziehen können.

“This war, which most of us have at some time been dragged into, has been fought with cunning and with passion on both sides. Its progressive vanguard was made up of feminists, who captured the high ground in the 1970s with various skirmishes over pronouns and titles Other embattled groups – ethnic minorities, older people, people with disabilities – soon opened or re-opened, similar fronts.” (Cameron 1995, S.118)

Die von feministischen Linguistinnen vorgetragenen Änderungsvorschläge sind als sprachpolitische Maßnahmen zu verstehen:

Jede vorgeschlagene Maßnahme ist als Versuch einer Sprachveränderung – ob die Maßnahme verbindlich ist oder nicht – sprachlenkend wirksam, insofern als sie einen bestimmten *alternativen* Gebrauch von Sprache vorschlägt. (Samel 2000, S.127)

7.1. Richtlinien und Empfehlungen

Zu den wohl populärsten sprachpolitischen Maßnahmen zählen in diesem Zusammenhang die in großer Anzahl erschienenen Richtlinien oder Empfehlungen zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. Die ersten im deutschen Sprachraum formulierten Richtlinien gehen auf das feministische Engagement und „die wissenschaftliche Initiative der Pionierinnen der feministischen Linguistik in Deutschland“ (Müller/Fuchs 1993, S.12) zurück. Es sind dies die 1980 gemeinsam von Ingrid Guentherodt, Marlis Hellinger, Luise F. Pusch und Senta Trömel-Plötz in einer linguistischen Fachzeitschrift (Linguistische Berichte 69) vorgelegten „Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs“.

Dieses „Dokument“ feministischer Sprachpolitik (vgl. Klann-Delius 2005, S.182) hat sich besonders auch insofern als äußerst einflussreich erwiesen, als es als Vorbild und Vorlage für die meisten der erst einige Jahre später in Deutschland (z.B. Müller/Fuchs 1993), Österreich (z.B. Wodak et al 1987) oder der Schweiz (z.B. Häberlin/Schmid/Wyss 1992) ausgearbeiteten Richtlinien fungierte.

Richtlinien wurden nun zunehmend im Auftrag von Ministerien oder Magistraten oder anderen Instituten verfasst. In Österreich wurden die ersten „Linguistischen Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich“ vom Sozialministerium in Auftrag gegeben und 1987 veröffentlicht. Sie zeigten, wie Ursula Doleschal, eine der VerfasserInnen, hervorhebt, in manchen Bereichen, wie etwa dem Volkszählungsbogen 1990, der

bereits „in gesplitteter Form“ erschien, sofort Wirkung. (vgl. Doleschal 1998, S.89) Auch das Nachfolgeprojekt der ersten österreichischen Empfehlungen wurde ministeriell beauftragt und erschien Ende der 1990er Jahre unter dem Titel „Kreatives Formulieren. Anleitungen zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch“ (Kargl et al. 1997).

Die hier genannten Richtlinien sind nur einige der vielen Empfehlungen, die vor allem in den 1990er Jahren verfasst wurden und in Form von Leitfäden oder Broschüren oft für die eigene Institution (z.B. einen Verlag, einen Fachverband oder eine Gewerkschaftsorganisation) entworfen wurden. Verschiedene Universitäten haben Arbeitsgruppen eingesetzt, die Sprachratgeber formulierten (z.B. „kurz & bündig“ 2000, eine Broschüre der Universität Klagenfurt).

7.2. Institutionelle Verankerungen

Die Forderung nach geschlechtergerechter Sprache und Formulierung erhielt vor allem seit den 1990er Jahren im Zuge der Entwicklung des so genannten Gender Mainstreaming (GM), einem rechtlich verankerten und verpflichtenden Prinzip der Europäischen Union auf breiter Ebene massive Unterstützung aus höchster politischer Instanz.

Gender mainstreaming is the (re)organisation, improvement, development and evaluation of policy processes, so that a gender equality perspective is incorporated in all policies at all levels and all stages, by the actors normally involved in policy-making. (Definition, Council of Europe 1998)

In den einzelnen EU-Mitgliedstaaten wurde GM zu einem bedeutenden Ansatz, der in immer mehr Bereichen, darunter auch in dem Bereich der Sprachverwendung eingefordert wird. Auch von UNO und Europarat wird GM als Leitprinzip anerkannt. Den Entstehungshintergrund von GM bot die dritte UN-Weltfrauenkonferenz in Nairobi 1985, wo GM erstmals als Strategie der Gleichstellungspolitik präsentiert wurde. Auf der Vierten UN-Weltfrauenkonferenz in Peking 1995 wurde die Gleichstellungsforderung als Querschnittsthema bekräftigt und in der Folge zu

einem wichtigen Ansatz der Politik der Europäischen Union entwickelt (vgl. Degele 2008, S.153f).

7.3. Vorschläge zu einer geschlechterneutralen Sprache

Aufbauend auf der Analyse asymmetrischer Strukturen im Bereich der Personen- und Berufsbezeichnungen sind Feministinnen bestrebt einen Sprachwandel einzuleiten, wobei das vorrangige Ziel eine geschlechtergerechte Sprache im Sinne des allen feministischen Strebungen übergeordneten Ziels der Gleichbehandlung ist.

Der Terminus „geschlechtergerecht“ wird in diesem Zusammenhang bewusst eingesetzt:

„Im Gegensatz zu dem Begriff der sprachlichen Gleichbehandlung etwa steht er für mehr als die gleiche Behandlung von Frauen und Männern. Denn aufgrund der Diskriminierung der Frau in der Gesellschaft meinen wir, daß derzeit mehr notwendig ist als eine „Gleichbehandlung“, um zu einer Gleichberechtigung der Geschlechter zu gelangen.“ (Kargl et al 1997, S.16)

Dies kann also durchaus eine zeitweise Bevorzugung des weiblichen Geschlechts bedeuten, wie sich z.B. in der konsequenten Nennung von Frauen an erster Stelle in Paarformen oder in der generischen Verwendung eines Femininums. ausdrückt. Die sprachliche Geschlechtergerechtigkeit drückt sich zum einen dahingehend aus, dass Frauen in der Sprache sichtbar gemacht werden sollen, zum anderen, dass auf Personen referiert wird, ohne dabei auf ihr Geschlecht zu verweisen. Im ersten Falle bedeutet dies, die Strategie der Differenzierung, d.h. der Feminisierung und Geschlechtsspezifikation zu wählen, im zweiten Falle eine Form der Neutralisierung, also unter symmetrischen Gesichtspunkt kein Geschlecht zu spezifizieren. Welche Strategie durch die feministische Sprachpolitik forciert verfolgt wird, hängt von den Gegebenheiten der jeweiligen Einzelsprache ab.

Die strukturellen Vorgaben des Deutschen (Existenz eines intakten grammatischen Genussystems sowie unbegrenzt produktiver femininer Wortbildungsmuster) legen hier die Priorität der Feminisierung nahe. (Hellinger 2004, S.278)

7.3.1. Sprachliches Sichtbarmachen von Frauen

Wenn es darum geht, Frauen sichtbar zu machen, sie explizit zu nennen, so bedeutet dies einfach konsequent jene Möglichkeiten zu nützen, die im System der deutschen Sprache für eine Geschlechtsspezifikation gegeben sind. Dabei kann auf lexikalische und grammatische Mittel, sowie auf Mittel der Wortbildung zurückgegriffen werden (vgl. Pusch 1984. S.48 ff), um entweder im Sinne der Symmetrie eine Beidbenennung (Splitting) durchzuführen oder aber, wie von einigen Feministinnen (z.B. Cameron, Pusch) praktiziert, im Sinne der Umkehrung feminine Formen generisch einzusetzen.

Was die Ebene des Lexikons anbelangt, so geht es hier um das Verwenden von lexeminhärent femininen und maskulinen Formen (*Schwester, Bruder*) und von Komposita mit lexeminhärenten maskulinen oder femininen Grundwörtern (*Kauffrau* gegenüber *Kaufmann*). Zudem besteht die Möglichkeit einer attributiven Geschlechtsspezifikation (*weibliche/männliche Fachkraft*).

Bei jenen Personenbezeichnungen, die aus Partizipien und Adjektiven abgeleitet sind, ist das Genus nicht lexeminhärent, sondern diese Lexeme besitzen das so genannte Differentialgenus: die Differenzierung in Femininum und Maskulinum erfolgt im Singular mittels Zuweisung der Artikel *die* und *der* (*die/der Angestellte*).

Schließlich gibt es noch die große Gruppe so genannter movierter Feminina, bei denen die Spezifikation des femininen Genus mit dem Suffix *-in* erfolgt.

7.3.2. Mündliche und schriftliche Formen der Beidbenennung

All die zuvor angeführten Mittel der Geschlechtsspezifikation können als Grundlage für die Beidbenennung herangezogen werden, also zu einem ausdrücklichen parallelen Nennen von weiblicher und männlicher Person. In der vollständigen

Paarform, auch als Doppelform bezeichnet, wird also gleichermaßen auf beide Geschlechter referiert und die Referenzausdrücke werden mit den Konjunktionen *und, oder, bzw.* verbunden (*alle Bewerberinnen und Bewerber, eine Klassensprecherin bzw. ein Klassensprecher*). Bei den mit Konjunktionen verbundenen Doppelformen und auch bei jener schriftlichen Variante, bei der ein Schrägstrich die Konjunktion ersetzt (*die/der Erziehungsberechtigte*), kann bzw. soll nach Ansicht einiger AutorInnen von Richtlinien das so genannte Titanicprinzip (vgl. Häberlin et al. 1992) zur Anwendung kommen. In Anlehnung an die bei Schiffsunglücken zumindest als gängig kolportierte Regel, dass Frauen und Kinder zuerst das Schiff verlassen sollen, bezeichnet das sprachliche Titanicprinzip die bewusste Reihung der weiblichen Ausdrücke in den Doppelformen an erster Stelle. Frauen sollen also im Sinne einer „positiven Diskriminierung“ immer zuerst genannt werden.

Für die Beidbenennung haben sich neben der Doppelformen auch zwei Kurzformen als Schreibvarianten durchgesetzt: zum einen das Splitting mit dem Schrägstrich innerhalb des Wortes (*Bewerber/innen*) oder eben anstelle einer Konjunktion, wie vor allem bei den Formen mit Differentialgenus (*die/der Angestellte*), zum anderen das Binnen-I (*LehrerInnen*).

Eine etwaige Vereinfachung der Doppelform mit Klammer (*Leser(innen)* oder *Leser(-innen)*) wird in der feministischen Sprachpolitik fast durchgängig abgelehnt.

Die Klammerschreibung ist abzulehnen, weil sie traditionellerweise für erklärende Zusätze steht, die jederzeit auch weggelassen werden können. Die weiblichen Endungen bzw. die femininen Personenbezeichnungen sind aber keine zu vernachlässigenden Nebensächlichkeiten und sollten daher auch nicht als solche markiert sein. (Häberlin/Schmid/Wyss 1992, S.99)

Auch die Schrägstrichvariante innerhalb des Wortes erfährt nicht ungeteilte Zustimmung in den diversen Empfehlungen. Da die feminine Form einzig durch die Endung *-in*, die aber deutlich durch den Schrägstrich abgetrennt ist, ausgedrückt

wird, ist die Schrägstrichvariante kein Mittel um Symmetrie herzustellen, sondern eher eine „Notlösung bei gravierendem Platzmangel“ (Kargl et al. 1997, S.57)

Favorisiert wird als Kurzschreibung daher eher die Groß-I-Schreibung, auch Binnen-I-Schreibung genannt:

Mit dieser Schreibweise wird erstmals eine Form gebildet, die die feminine und maskuline Personenbezeichnung in einem Wort gleichberechtigt umfasst. (Häberlin et al. 1992, S.32)

Das Binnen-I ist ein hochinteressantes Phänomen und gehört zu jenen Bereichen feministischer Sprachpolitik, die nach wie vor sehr kontrovers diskutiert werden.

Das Eigenwillige an diesem Phänomen ist, dass es sich Einordnungen anscheinend erfolgreich widersetzt. Es ist „Trennung und Verbindung auf einen Streich in einem Strich“ (Busch 1989, S.48, zitiert nach Ludwig 1989, S.82). Es ist eine Schreibvariante, ein schriftsprachliches Phänomen, das aber auch mündlich auf besondere Weise realisiert werden kann. Es ist eine Kurzform, eine Vereinfachung bereits bestehender feministischer Bemühungen, Frauen durch das Verwenden von Paarformen sprachlich sichtbar zu machen, und es soll gleichzeitig eine Möglichkeit einer „echten“ geschlechtsindifferenten Personenbezeichnung sein. Die Verwendung des Binnen-I ist kein Verstoß gegen die Rechtschreibregelung, aber ist das schriftliche Phänomen daher „regelkonform“?

Als erster Beleg für einen veröffentlichten Gebrauch der Groß-I-Schreibung gilt die von dem Journalisten Christoph Busch 1981 in dem Buch „Was Sie schon immer über freie Radios wissen wollten, aber nicht zu fragen wagten!“ verwendete Form *HörerInnen*. Einzelne Printmedien, nämlich die Züricher *Wochenzeitung (WoZ)*, die ab 1983 diese Form und in der Folge die Groß-I-Schreibung für alle Personenbezeichnungen verwendete und die Berliner *tageszeitung (taz)*, die 1986 die Groß-I-Schreibung übernahm, unterstützten die von einer wachsenden Zahl von Feministinnen und SympathisantInnen der feministischen Sprachkritik durch konsequente Verwendung vorangetriebene Verbreitung der neuen Schreibweise (vgl. Häberlin et al. 1992, S93f). Die Entstehungsgeschichte der Groß-I-Schreibung ist also ein anschauliches Beispiel für den zuvor angesprochenen Sprachwandel

„von der Basis“ und für die Verbreitung einer sozialpolitisch motivierten und durch die feministische Sprachkritik beeinflussten Erfindung. (vgl. Wetschanow 2002(2))

Die Verwendung des Binnen-I kann mittlerweile nicht mehr auf eine Gruppe von Feministinnen und linken SprachbenutzerInnen reduziert werden, sondern ist in verschiedenen Textsorten zu finden, sei es in wissenschaftlichen Arbeiten, privaten Texten, Plakaten oder journalistischen Texten.

So wie das Binnen-I das Produkt von Sprachwandel ist, ist es auch selbst, was Funktion und Interpretation anbelangt, kein statisches Phänomen.

Das Binnen-I wird meistens als Kurzschreibung der Beidbenennung gedeutet, die dann mündlich, beim lauten Lesen zur vollen Paarform aufgelöst wird. (*StudentInnen* wird also als *Studentinnen und Studenten* gelesen). Das große I vollzieht den Anschluss des Suffixes –in an die vorliegende maskuline Personenbezeichnung graphemisch, ist in dieser Deutung also in erster Linie ein „sprachökonomisches Graphem“ (vgl. Samel 2000, S.79f). Die Groß-I-Schreibung ist demnach eine ökonomische Variante, die sich aber auf das Schriftliche beschränkt und auf das Mündliche die Auswirkung hat, dass uns die Wahrnehmung des Signals „I“ dazu auffordert, feminine und maskuline Formen symmetrisch zu verwenden.

Wird das „I“ aber mündlich als solches realisiert, dehnt sich der „Interpretationsspielraum“ aus, sodass das Binnen-I von einigen als eine Form, die „zwischen Splitting und geschlechtsneutralem Maskulinum oder Femininum“ (Schoenthal 1998, S.19) steht, gedeutet wird. Mündliche Realisation bedeutet für gewöhnlich, dass das I eine besondere Kennzeichnung erfährt, meist durch eine Aussprache mit Glottisverschluss, wodurch das –*Innen* akustisch markiert wird. Kargl et al demonstrieren ihre Ausführungen durch den Vergleich mit der Aussprache des Vokals i in dem Wort *Bürgerinitiative* (Kargl et al. 1997, S.64). Diese mündliche Realisation ist meines Erachtens aber auf eine zumindest derzeit noch kleine Gruppe von SprachbenutzerInnen beschränkt, wodurch sie aber auch wieder verstärkt zu einer aktivistischen Demonstration eingesetzt werden kann.

Kargl et al. weisen darauf hin, dass eine zunehmende Verwendung der Groß-I-Schreibung in der Funktion eines markierten generischen Femininums festzustellen ist:

Eine Verwendung in dieser Form liegt vor, wenn auf eine Groß-I-Schreibweise lediglich mit femininen Formen referiert wird, also z.B. mit weiblichen Pronomina darauf Bezug genommen wird:

Eine LehrerIn, die mehr als zwanzig Kinder unterrichtet, hat es nicht leicht.
(Kargl et al. 1997, S.63)

Das wäre aber auch die einzige „ökonomische“ Variante für eine Singularverwendung der Groß-I-Schreibung in fortlaufenden Texten. Jede andere Variation, wie z.B. der/die AntragstellerIn erfordert ja in der Folge das Splitting von weiterführenden Pronomina und kann unter Umständen zu sehr aufwändigen Konstruktionen führen, die dann gerne von GegnerInnen des Splittings als exemplarische Warnung herangezogen werden.

Festzuhalten bleibt, dass die Verwendung der Groß-I-Schreibung ein gewisses Maß an Variabilität zeigt, und dass keine Regelfestlegung durch eine normierende Instanz erfolgt ist.

Je mehr die Binnen-I-Schreibung Eingang in öffentliche Texte findet, umso vehementer wird oft die Kritik, die behauptet, es handle sich bei der Groß-I-Schreibung um einen „Rechtschreibfehler“.

Anders als die Schrägstrichschreibung, die zum „allgemein anerkannten Rechtschreibinventar des Deutschen“ (Samel 2000, S.77) gehört, bewegt sich die feministische Groß-I-Schreibung derzeit offensichtlich in einem vorerst nicht durch orthografische Normen geregelten Bereich. Bezug nehmend auf die häufig vorgebrachte Behauptung, das Binnen-I verstoße gegen die Rechtschreibregeln, verweist Richard Schrodts ausdrücklich darauf, dass das amtliche Regelwerk keinen Passus zur Binnengroßschreibung enthält:

Daraus folgt eindeutig, dass das Binnen-I nicht orthografisch falsch ist, sondern ganz einfach nicht der orthografischen Norm unterliegt. (Schrodt 2007, S.59)

In der 24. Auflage des Rechtschreibbuchs (2006) gibt es von der Duden-Redaktion den Hinweis, dass Großbuchstaben zur Vermeidung der Doppelnennung in gewissen Kontexten gebräuchlich, aber nicht Gegenstand der amtlichen Rechtschreibregelung sind.

7.3.3. Neutralisieren des Geschlechts

Die deutsche Sprache bietet mehrere Möglichkeiten über Personen zu sprechen ohne dabei deren Geschlecht sichtbar zu machen.

Ingrid Guentherodt (1993) fasst diese Möglichkeiten in sehr detaillierter Ausführung unter den drei folgenden Hauptkategorien zusammen:

geschlechtsneutrale Personenbenennungen

Funktions- und Amtsbezeichnungen

Paraphrasen mit Fokus auf Tätigkeiten statt auf Handlungsbeteiligten

Unter die erste Kategorie fallen Personenbezeichnungen, die nicht mit *–in* movierbar sind wie z.B. *Person*, *Mensch*, *Individuum* oder Zusammensetzungen mit *–kraft* wie *Arbeitskraft*. Diese Nomen haben zwar grammatikalisches Genus, sind aber geschlechtsneutral im Singular und im Plural.

Nur im Plural geschlechtsneutral sind die bereits zuvor angeführten Nomina mit Differentialgenus, zu denen substantivierte Adjektive (*die Minderjährigen*), substantivierte Partizipien des Präsens (*die Studierenden*) bzw. des Perfekts (*die Betroffenen*) zählen.

Auch geschlechtsneutrale Pluralwörter wie *Eltern* und *Leute* bieten eine Formulierungsalternative, wenn es nicht darum geht, das Geschlecht der bezeichneten Personen sichtbar zu machen. Die Zusammensetzung *Eheleute* etwa ist in der Debatte um geschlechtergerechtes Formulieren von Gesetzestexten im Familienrecht eine wichtige Alternative zu der angeblich generischen Verwendung *der Ehegatte* (vgl. Guentherodt 1993, S. 257).

Eine gänzliche Vermeidung von Personenbezeichnungen erlaubt der Rückgriff auf Funktions- oder Amtsbezeichnungen wie z.B. das Rektorat (statt der Rektor) oder das Ministerium (statt der Minister) und auf Umformulierungen wie etwa Passivkonstruktionen (*der Antrag wurde gestellt...*) oder wer- Konstruktionen (*wer teilnimmt, kann ...*).

All die oben angeführten Möglichkeiten sowohl der Feminisierung wie auch der Neutralisierung sind systemimmanent, d.h. sie sind regelkonform und erfordern keine sprachsystematischen Änderungen. Schoenthal (1998) unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen einer „quantitativen“ und einer „qualitativen“ Veränderung der Sprache, die durch die Praxis der feministischen Sprachkritik initiiert und forciert wird:

Feminisierung erfolgt als eher quantitative Veränderung der Sprache durch verstärkte Movierung oder vermehrte Bildung von Komposita auf –frau, als qualitative Veränderung der Sprache durch Verwendung neuer Pronomina wie vor allem *frau*. (Schoenthal 1998, S.12)

Die von Schoenthal angesprochenen qualitativen Veränderungen durch Feminisierung betreffen vor allem die von der feministischen Sprachkritik aufgezeigten lexikalischen Lücken im Sprachsystem, die Neukreierungen notwendig machen. Wenn Indefinitpronomina wie etwa *man* oder *jedermann* in ihrer Verwendung eben als nicht verallgemeinernd auf Personen referierend aufgefasst werden, sondern der Bedeutungsgehalt nach feministischer Meinung meist an die Vorstellung des Männlichen geknüpft ist (vgl. Samel 2000, S.90), Formen wie *keiner* oder *jeder*, zu denen es feminine Entsprechungen gibt, pseudogenerisch empfunden werden, gibt es in Konsequenz der Argumentation kein Pronomen, das geschlechtsneutral einzusetzen ist. Auch hier haben Frauen den Weg einer Feminisierung verfolgt und die Pronomen *frau* und *jedefrau* kreiert, deren Verwendung aber hauptsächlich in feministischen Publikationen oder frauenspezifischen Kontexten zu finden ist. Pusch (1984, S.86f) gibt dazu eine Reihe von Beispielsätzen, auf die sie in den feministischen Zeitschriften *emma*

oder *courage* gestoßen ist (z.B. *Was kann frau tun, um nicht Phonotypistin werden zu müssen?*). Gerade durch diese Verbindung zu feministischen Kontexten können diese Neukreierungen als „Markenzeichen der feministischen Sprachkritik“ (Schoenthal S.12) bezeichnet werden.

Auch *wer* und *jemand* werden in manchen Kontexten „feminisiert“, indem sie im Gegensatz zur gängigen Kongruenzregel nicht mit maskulinen, sondern mit femininen Pronomen aufgenommen werden (Wer hat ihren Bikini vergessen?).

7.3.4. Berufsbezeichnungen

Wie das vorherige Kapitel zeigt, gibt es im Deutschen kaum wirklich geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen, insbesondere im Feld der Berufsbezeichnungen.

Die Verwendung des generischen Maskulinums, das ja den Grammatiktheorien zufolge auf die Tätigkeit oder Fähigkeit ohne Bezug auf das Geschlecht der betreffenden Personen verweisen könnte, wird aus den bereits erwähnten Gründen von vielen SprachbenutzerInnen abgelehnt. Die Bildung von movierten Femina bedeutet aber immer eine Geschlechtsspezifikation, also eine Markierung der Bedeutungseigenschaft „weiblich“ (vgl. Stickel 1988, S.340). Das entspricht ja durchaus dem übergeordneten Anliegen, Frauen „sichtbar“ zu machen, muss aber auch vor dem Hintergrund einer grundsätzlichen Diskussion, ob bei Berufsbezeichnungen eine Geschlechtsspezifizierung zu verfolgen ist, diskutiert werden. Die Antwort der deutschsprachigen feministischen Linguistik ist ein eindeutiges „Ja“, denn die Ablehnung der Verwendung des Maskulinums in einer umfassenden, das Geschlecht unspezifizierenden Funktion bedeutet, dass wir gleichzeitig auch sehr nahe an den sprachsystematischen Grenzen angelangt sind, was die Wahlmöglichkeit anbelangt, eine umfassende, geschlechtsneutrale Berufsbezeichnung zu verwenden.

Wetschanow fasst die Bedenken gegen eine forcierte Verwendung des in-Suffixes und damit der Geschlechtsspezifizierung folgendermaßen zusammen:

„Die Benutzung movierter Personenbezeichnungen könnte also insofern als Abwertung betrachtet werden, da sie gegenüber einer „geschlechtsneutralen“ Formulierung mittels des Maskulinums markiert ist. Die Berufsbezeichnung „Professorin“ wäre demnach mit einer anderen Konnotation bezüglich beruflicher Fähigkeiten belegt wie die Berufsbezeichnung „Professor“.“ (Wetschanow 1995, S.37)

Dass dem „eindeutigen Ja“ zu den movierten Femina eine durchaus kritische feministische Diskussion vorangegangen ist, zeigen die Ausführungen von Pusch (1984, S.54ff)). Nach Pusch ist die Verwendung des in-Suffixes nicht unproblematisch, sie ist diskriminierend, formal gesehen „absurd und unökonomisch“ (S.54), denn die morphologische Spezifikation erfolgt einseitig. Das unmarkierte Maskulinum bleibt in seiner Ambiguität unangetastet. In ihrer Analyse der Ausführungen von Pusch streicht Samel diesen Grundgedanken der Diskriminierung hervor:

„Das Suffix –in ist nach Pusch diskriminierend, weil die Geschlechtsspezifikation diskriminierend ist, solange sie nur einseitig funktioniert und das eine grammatische Geschlecht das andere vertreten kann, sowohl im Plural als auch im generischen Singular“. (Samel 2000, S.74).

Die Forcierung des in-Suffixes ist aber für Pusch vor dem Systemhintergrund des Deutschen noch immer „das kleinere Übel“ (Pusch 1984, S.64) verglichen mit einer Beibehaltung oder gar forcierten Verwendung des pseudogenerischen Maskulinums.

Eine formal gerechte Grammatik bedarf aber noch größerer Bemühungen.

Nur wenn die Bezeichnungen für Männer gleichzeitig mit geändert werden, ergeben sich gleiche sprachliche Chancen für Frauen und Männer. (Pusch 1984, S...)

7.3.5. Der „verrückte“ Pusch-Vorschlag

Bereits Anfang der 80er Jahre hat Pusch ein theoretisches Modell entwickelt, dem das Bemühen um eine gerechte Ausgangsposition für eine Neutralisation von Personenbezeichnungen zugrunde liegt. Mit diesem Vorschlag, der eine theoretische Möglichkeit zur Änderung des Sprachsystems aufzeigt, hat sie einige KritikerInnen anscheinend veranlasst, den Vorschlag als „verrückt“ zu bezeichnen (vgl. dazu Samel 2000, S.74). Pusch selbst nimmt diese Bezeichnung auf und referiert in der Folge auf ihr Modell stets mit „verrückter Pusch-Vorschlag“ – eine sehr kluge, ironische Strategie, die die ursprünglich abwertende Bewertung zu einem Markenzeichen werden lässt.

Was ist also das „Verrückte“ an diesem Vorschlag?

Der Vorschlag von Pusch sieht eine Umstrukturierung des deutschen Sprachsystems vor. Für ein besseres Verständnis stelle ich das von Pusch entworfene Paradigma in einer Abbildung voran:

Abbildung: Der „verrückte“ Pusch-Vorschlag

das Professor		Geschlechtsabstraktion
<i>die</i> Professor	<i>der</i> Professor	Genus-Geschlechtsspezifikation
die <i>weibl.</i> Professoren	die <i>männl.</i> Professoren	attributive Geschlechtsspezifikation
die Professoren		Geschlechtsneutralisation

(vgl. Pusch 1984,S.63)

Um ein formal gerechtes und symmetrisches System, was die Personenbezeichnungen anbelangt, herzustellen, schlägt sie als ersten Schritt die Abschaffung des in-Suffixes vor. Demnach wird, so ihre Beispiele, aus *Studentin Student*, aus *Professorin Professor*. Dieser erste Schritt bedeutet aber im Hinblick auf die Geschlechtsspezifikation nur auf die Mittel der Wortbildung zu verzichten, denn feminine und maskuline Personenbezeichnungen werden im Singular mittels der Artikel *die* und *der* gekennzeichnet, also *die Student* und *der Student*.

Pusch führt dafür das folgende Textbeispiel an:

Sie ist eine gute Student. Ihre Leistungen sind beachtlich und ihre Professor ist sehr zufrieden mit ihr. Früher war sie übrigens Sekretär bei einer Architekt. (Pusch 1984,S.62)

Eine Abstraktion vom Geschlecht der bezeichneten Personen erfolgt durch das grammatische Genus Neutrum:

Das Professor etc. soll in allen Fällen gesagt werden, wo Präjudizierung eines der beiden Geschlechter diskriminierend wäre. (Pusch 1984, S.63)

Die Pluralverwendung *die Studenten* ist dann eine echte Geschlechtsneutralisation. Ist eine Geschlechtsspezifikation im Plural erwünscht, ist diese attributiv durchzuführen (die weiblichen Studenten).

Dass dieser Vorschlag eines grundsätzlichen Eingriffs in die als gegeben angenommene Verbindung zwischen Genus und Sexus - eines Eingriffs zumindest in der Singularform- keine Chancen hatte, überhaupt diskutiert zu werden, war Pusch schon zum Zeitpunkt des Entwurfs klar. Fast 20 Jahre später sagt sie:

Ich habe 1980 meine Bemühungen um eine formalgerechte Grammatik nicht weiter vorangetrieben, weil mir die Zeit für eine so grundlegende Reform noch nicht reif schien. (Pusch 1999, S. 23)

7.3.6. Die kreative Anwendung

Die bevorzugte und forcierte Strategie in deutschsprachigen Empfehlungen ist der konsequente Einsatz femininer Formen, um in ihrer Referenz Frauen sichtbar zu machen. Dies entspricht dem von der feministischen Linguistik verfolgten Ziel, gleiche Chancen des Gemeintseins und Identifiziertwerdens für Frauen sicherzustellen. Die VerfasserInnen diverser Richtlinien gestehen aber zu, dass die Einhaltung der Feminisierungsstrategie speziell in Texten mit gehäuften Personenbezeichnungen nicht ohne Probleme durchzuhalten ist, wenn z.B. Paarformen mehrmals in einem Satz vorkommen und zudem vielleicht durch Pronomen wieder aufgenommen werden. In solchen Fällen besteht die Möglichkeit, auf die oben angeführten Neutralisierungsmöglichkeiten zurückzugreifen. In diesem Sinne schlagen die meisten Richtlinien zur Einhaltung eines geschlechtergerechten Verzichts auf das generische Maskulinum ein kreatives Anwenden beider Strategien vor.

Es geht also nicht um das dogmatische Einhalten einer Strategie ungeachtet des Kontextes. Neutralisierungsstrategien machen Frauen unsichtbar und beherbergen die Gefahr, dass insbesondere die Personenbezeichnungen in Neutralformen (z.B. *die Teilzeitbeschäftigten*) in bestimmten Kontexten auf ähnliche Weise zu Ungunsten von Frauen verschleiernd wirken, wie die kritisierten generischen maskulinen Formen (vgl. Guentherodt 1993, S.257). In der bereits erwähnten Studie von Braun et al. (1998) stellen die Autorinnen fest, dass in ihrem Untersuchungsrahmen die Personenbezeichnungen in Neutralformen einen überraschend niedrig geschätzten Frauenanteil auslösten, also als Alternative zum generischen Maskulinum kaum eine Steigerung der Assoziation ‚weiblich‘ bewirkte. Eine mögliche Erklärung sehen sie darin, dass der Versuchsanordnung entsprechend die in den sonst gleich lautenden Vergleichstexten verwendeten Personenreferenzformen entweder ausschließlich generische Maskulina oder ausschließlich Neutralformen bzw. ausschließlich Beidnennungen waren.

Für die Praxis bedeutet dies, dass die Neutralformen also nicht immer und überall problemlos und unreflektiert für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch

eingesetzt werden können. Die grundlegende Empfehlung ist, zuvor klar zu machen, dass Frauen und Männer gemeint sind (vgl. Kargl et al. 1997, S.85), also Neutralformen in Kombination mit jenen Strategien anzuwenden, die klarmachen, dass auf Frauen und Männer verwiesen wird.

Das heißt für die Anwendung ist Sensibilität und auch ein gewisses Maß und Kreativität erforderlich.

Die von Kargl et al verfassten Anleitungen geben nicht umsonst den folgenden Rat:

Am erfolgreichsten ist das Formulieren geschlechtergerechter Texte, wenn die verschiedenen besprochenen Möglichkeiten je nach Kontext kreativ kombiniert werden. [...] Sie können Umformulierungen in kreativer Weise sowohl dazu benützen, das Geschlecht hinter andere Eigenschaften zurücktreten zu lassen, als auch das Geschlecht in einer Weise sichtbar zu machen, die der Art des Textes und seinen Inhalten besonders gut entspricht. (Kargl et al, S.85f)

7.3.7. Der Diskurs der „Verzerrung“

Nach über drei Jahrzehnten feministischer Beschäftigung mit Sprache sind die Auswirkungen feministischer Sprachpolitik hörbar und sehbar und das sowohl in privaten individuellen und öffentlichen Verwendungen:

„Der Bereich deutscher Personenbezeichnungen ist gegenwärtig von erheblicher Variation geprägt, die als Indikator für einen weitreichenden Sprachwandel im Sinne eines verstärkt geschlechtsinklusive Sprachgebrauchs interpretiert werden kann.“ (Hellinger 2000, S.177)

Deutlich „hörbar“ ist die feministische Sprachpolitik aber vor allem auch in dem öffentlichen Diskurs, der die Änderungsvorschläge kritisch und oft auch ablehnend begleitet.

In mehreren Publikationen befasst sich Hellinger (u.a. 2000 und 2004) ausführlich mit den diskursiven Strategien, mit denen auf die feministische Reformpolitik und

auch auf die sich verändernde Sprachpraxis reagiert wird. Mit diesen Strategien wird ein „Diskurs der Verzerrung“ (vgl. Hellinger 2000) produziert. Emotional geführte Debatten zeigen, dass „insbesondere die Feminisierung als Angriff auf bestehende Geschlechterhierarchien verstanden wird“ (Hellinger 2004, S.283).

Dass der feministischen Sprachpolitik wegen ihrer gesellschaftspolitischen Überzeugung und Veränderungsabsicht, also Geschlechterhierarchien zu dekonstruieren, Widerstand entgegengesetzt wird, kann meines Erachtens nur zum Teil die Abwehrhaltung erklären. Im englischen Sprachraum, insbesondere im US-amerikanischen, wird die feministische Sprachpolitik seit Ende der 80er Jahre oft im Zusammenhang mit dem allgemeinen Konzept der „political correctness“ diskutiert³. Ein für diese Ausführungen relevantes Praxisfeld von „political correctness“ ist die Entwicklung von Empfehlungen für einen allgemeinen „bias-freien“, nicht-diskriminierenden Sprachgebrauch (vgl. Hellinger 2000, S.186f). Cameron (1995, S.116ff) zeigt in ihren Ausführungen deutlich, wie sehr die Abwehrstrategien in der „PC-Debatte“ jenen bereits früher in der Debatte des nicht-sexistischen Sprachgebrauchs verwendeten gleichen. Sie kommt zu der Schlussfolgerung:

Opposition to politically motivated language change is not fuelled only by hostility to feminism or multiculturalism or whatever, but in many cases reflects a second and deeper level of disturbance to people's common-sense notions of language. (Cameron 1995, S.121)

Das Unbehagen und damit verbunden die Abwehrhaltung, die durch diese neuen politisch motivierten Sprachreformpraktiken erzeugt werden können, haben sehr viel mit den sprachtheoretischen Grundannahmen dieser Reformpolitik zu tun. Wenn die Grundannahme ist, dass Sprache mehr ist als „nur“ ein Verständigungsmittel, wenn angenommen wird, „dass Sprache unsere Wahrnehmung und Interpretation von Realität beeinflusst“ (Hellinger 2000, S.178), und wenn diese Diskussion durch politisches Engagement aus dem Rahmen eines

wissenschaftlichen Diskurses hinausgetragen wird, dann ist dies natürlich eine Erschütterung der von Cameron angesprochenen „common-sense notion“, Sprache sei ein natürliches, neutrales Phänomen, das von allen Sprechenden einer Sprache unproblematisch geteilt wird.

Gerade indem „traditionelle“ Verwendungen in Frage gestellt werden und auf eine Veränderung gedrängt wird, sprachliche Alternativen aufgezeigt werden, werden wir als SprachbenutzerInnen auch gewissermaßen gezwungen, Position bezüglich Geschlecht oder Rasse etc. zu beziehen:

Choice has altered the value of the terms and removed the options of political neutrality. (Cameron 1995, S.119)

Wenn wir heute also, um ein Beispiel zu nennen, sagen, *Frau A. ist Student an der Universität Wien*, dann ist es angesichts der Alternativen *Frau A. ist Studentin* oder *Frau A. ist Studierende* als Positionierung zu verstehen, ob sie nun beabsichtigt und gewollt ist oder nicht. Ich beziehe mich hier natürlich insbesondere auf jene Bereiche, in denen durch diverse Richtlinien auch eine institutionelle Verankerung der Reformpolitik zu greifen beginnt.

Auch vor diesem Hintergrund sind die verschiedenen Gründe und Strategien der Ablehnung feministischer Sprachpolitik zu sehen.

Die Kritik an der feministischen Sprachpolitik ist in den Printmedien im Normalfall als Reaktion auf eine Veröffentlichung von Richtlinien oder Empfehlungen zu finden, insbesondere wenn diese von einem Ministerium herausgegeben werden.

Wetschanow zitiert in diesem Zusammenhang einen Artikel, der nach Veröffentlichung der Broschüre „Kreatives Formulieren. Leitfaden für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch“ (Kargl et al. 1997) in der österreichischen Tageszeitung *Standard* am 24.7.1997 erschien. Nach Wetschanow diskreditiert der Autor des Beitrags, Samo Kobenter die Vorschläge feministischer Linguistinnen,

³ Umfassende Ausführungen zur Entstehung des Begriffs „political correctness“ und der zugrunde liegenden Absicht finden sich in Cameron 1996 oder Talbot 1998).

[...] wenn er meint, dass es für eine Arbeiterin keine Änderung ihrer Lebenssituation bedeute, *„ob sie in einer Fabrik oder einer Fabrikin malochen muß“*.“ (Wetschanow 2002 (1))

Abgesehen von der Übergeneralisierung des Splittings, die die feministischen Vorschläge lächerlich erscheinen lässt, findet sich in dieser Abwehrreaktion auch eine Trivialisierung der sprachtheoretischen Überlegungen, die den Empfehlungen zugrunde liegt. Den Feministinnen wird der naive Glaube unterstellt, nur und ausschließlich durch sprachliche Veränderung eine gesellschaftliche Veränderung erreichen zu wollen. Mir ist keine einzige feministische Linguistin bekannt, die das jemals gefordert hätte: „[...] no one was offering a binary choice, either equal pay or non-sexist language (Cameron 1996, S.141)

Dass die konservative Kritik auf die Versuche, eine nicht-sexistische Sprache zu forcieren, in verschiedenen Ländern und Sprachen auf die gleichen Strategien und Argumentationen zurückgreift, zeigt Pauwels (1998) in ihrer vergleichenden Darstellung von Reaktionen auf diverse Richtlinien. Untersuchungen der Reaktionen zeigen zwei grundsätzliche Richtungen auf, die die ablehnende Kritik bestimmen.

Zum einen wird die Ablehnung damit begründet, dass die Behauptung, Sprache sei sexistisch, generell zurückgewiesen und als unrichtig erklärt wird, was in der Folge keinen Bedarf an Änderung bedeutet. Zum anderen wird zwar implizit oder explizit anerkannt, dass es Sexismus in der Sprache gibt, die Sprachveränderungsabsichten werden aus unterschiedlichen Gründen aber nicht als angebrachtes Mittel gesehen (vgl. Pauwels 1998, S.172).

Ein grundsätzliches Argumentationsmuster ist also, wie Hellinger für das Deutsche feststellt, sprachlichen Sexismus als imaginäres Problem darzustellen. Dieser Argumentation zufolge führe also die generische Verwendung des Maskulinums nicht zu Diskriminierung oder Marginalisierung von Frauen, sondern diese Gebrauchsform sei durch Tradition und allgemeine Übereinkunft begründet (vgl.

Hellinger 20004, S.282f). Das ist eine vertraute Argumentationslinie, die wie ich bereits gezeigt habe, von einer Anzahl von LinguistInnen in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit wenig Variation immer wieder verfolgt wurde, die aber, wie der von Hellinger (2000) herangezogene Korpus von Texten aus deutschen Zeitungen und Zeitschriften der 1990er Jahre zeigt, auch in Printmedien zu finden ist.

In den von Hellinger angeführten Belegen ist es vor allem die Bezugnahme auf Geschichte, Tradition, allgemeine Übereinkunft und Vernunft, die zur Verteidigung des generischen Maskulinums herangezogen wird. So findet sich beispielsweise eine Reihe von Belegen, deren VerfasserInnen ihre Ablehnung in ähnlicher Weise „begründen“ wie in dem folgenden Beispiel:

„Die Sprachtradition [...] sieht nun einmal vor, dass >die Bürger< oder >die Wähler< alle sind, ausnahmslos und geschlechtslos.“ (Hannoversche Allgemeine (HAZ)10/1991, zit. nach Hellinger 2000, S.182)

Die Sprachtradition, die Übereinkunft, die Vernunft etc. werden als Autoritäten dargestellt, als von SprecherInnen und Sprechern losgelöste Garantie dafür, dass Sprache nicht-sexistisch sei. Dies hat den für die Abwehrstrategien positiven Effekt, Sprache nicht mit dem Handlungsbereich jeder oder jedes Einzelnen zu verbinden.

„Das Postulat der Neutralität von Sprache befreit das Individuum von jeder Verantwortung für verbale Diskriminierung.“ (Hellinger 2000, S.183)

Ein von Hellinger zitierter Beleg für diesen Effekt ist der Folgende:

„[Der Gast kann guten Gewissens von sich behaupten], das kellnerische „Fräulein“ als schlicht berufsbezogene Bezeichnung ohne alle sexistischen Hintergedanken gebraucht zu haben.“ (Die Zeit 8/1993, zit. nach Hellinger 2000, S.190)

Ebenfalls in diesen Bereich der Abwehrstrategien einzuordnen, ist eine besondere Form der Beweisführung dafür, dass Sprache nicht diskriminierend sei: Frauen werden zitiert, die Sprache nicht sexistisch empfinden und die feministisch motivierte sprachliche Veränderung ablehnen. Diese Beispiele werden feministischen Linguistinnen oder generell jenen, die die feministische Reformpolitik gutheißen, entgegengehalten (vgl. z.B. Cameron 1995, S.138, Pauwels 1998, S.173): eine für die Abwehr von sprachlichen Veränderungsabsichten gute Strategie, wenn sie gegen eine isolierte Kurzfassung feministischer Sprachkritik beispielsweise im Sinne von „Frauen fühlen sich durch die Verwendung des generischen Maskulinums nicht angesprochen“ eingesetzt wird. Eine schlechte Strategie hingegen, wenn sie mit der Überzeugung konfrontiert wird, dass Normen keine Fakten sind, dass in sprachliche Strukturen und Normen des Sprachgebrauchs „historische Traditionen und Gegebenheiten der Geschlechterbewertung eingeschrieben sind“ (Klann-Delius 2005, S.6) und daher das Streben nach nicht-sexistischen Ausdrucksformen eine Frage der Bewusstmachung von diskriminierenden Mechanismen ist und nicht eine der wie auch immer gedachten Geschlechtszugehörigkeit.

Die nach Cameron ehrlichste Antwort, die aber so in dieser Form in keiner praktischen Richtlinie gegeben wird, wäre wohl:

„[...] really, we are proposing to change the language for symbolic reasons, because we want people of both sexes to look at the world in a different way, or at least to be forced to question whether the way they have looked at it in the past is 'natural'. (Cameron 1995, S.138)

Ein besonderes rhetorisches Mittel, das in den Abwehrstrategien eingesetzt wird, ist die Übergeneralisierung von Reformvorschlägen, das heißt die Ausweitung auf Anwendungen, die von der feministischen Reformpolitik nie in dieser Weise in den Richtlinien vorgeschlagen wurden.

Hellinger bringt eine Reihe von Beispielen für diese Strategie, so unter anderem:

„Das Mitglied findet sich im Plural plötzlich als MitgliederInnen wieder, und das Erstsemester wird, wenn es nicht als Single daherkommt, als ErstsemesterInnen angeredet.“ (FAZ 1/ 1994, zit. n. Hellinger 2000, S.179)

Die Feminisierung wird nicht nur auf geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen ausgedehnt (*MitgliederInnen*), sondern auch auf die in nichtpersönlichen Komposita enthaltenen Maskulina (*FührerInnenschein*). Die dem Splitting zugrunde liegende Absicht der Sichtbarmachung von Frauen wird gänzlich ignoriert, indem das Splitting auf nichtpersönliche Wörter ausgedehnt wird:

„[...] Sehr geehrte Frau Ministerin, wir haben eine(n) Vorschlag/Idee. (DIE ZEIT 9/1991, zit. n. Hellinger 2000, S. 180)

Auch dieser Strategie gelingt es, einer Auseinandersetzung mit den inhaltlichen Begründungen von Richtlinien aus dem Weg zu gehen und damit die gesellschaftspolitische Dimension auszublenden. Die Abwehr gegen die Reformvorschläge manifestiert sich als Angriff auf dieselben, die Vorschläge werden in einer Verzerrung trivialisiert.

„Diese Strategie besitzt auch deswegen ein erhebliches manipulatives Potential, weil die meisten Sprecherinnen und Sprecher keinen direkten Kontakt mit den Richtlinien haben und auf die Vermittlung durch den öffentlichen Diskurs angewiesen sind.“ (Hellinger 2000, S.181)

Ein beharrlich wiederkehrender Vorwurf an die feministische Reformpolitik ist, sie erzwingt mit allen Mitteln eine Verkomplizierung unseres Sprachgebrauchs. Der konsequente Gebrauch der Beidbenennung sei umständlich, stilistisch „unschön“, wirke oft ungeschickt und sei „unökonomisch“. Die Autorität, die hier beschworen wird, ist ein Prinzip der sprachlichen Ökonomie, das aber wieder losgelöst von handelnden Personen und Absichten aufgefasst wird und von der Diskussion der

Wirkungsweise abstrahiert wird. Die feministische Kritik stellt aber die Frage, was der Vorteil dieser Ökonomie ist, wer davon profitiert und wer nicht und wer der Ökonomie wortwörtlich zum Opfer fällt (vgl. Hornscheidt 1995, S. 92).

Pusch thematisiert die Problematik sprachlicher Ökonomie mit einem ironischen Vergleich:

Es ist wie wenn ein Elternpaar mit zwei Kindern sich einen Zweisitzer zugelegt hätte und sich dann beklagt, daß es eng wird, wenn die Kinder mitfahren sollen. Hätten sie ihre Kinder nicht einfach vergessen und von vornherein vernünftig geplant, wäre das Resultat auch nicht so »unschön« und »beschwerlich«. (Pusch 1990, S.91)

Dass es eines Mehraufwands bedarf, feminine und maskuline Formen parallel zu verwenden, wird von der feministischen Sprachkritik ebenso wenig verheimlicht wie die Feststellung, dass die Verwendung generischer Maskulina einen interpretativen Mehraufwand von Frauen verlangt. Keine der Richtlinien fordert ein durchgängiges Splitting von Referenzformen auf Personen, in allen Richtlinien gibt es Vorschläge, wie Umformulierungen und Mittel der Neutralisation eingesetzt werden können.

8. Ausblick

Die feministische Sprachkritik hat ihre Positionen dargestellt, eine Schwerpunktverschiebung der Forschung in diesem Bereich erfolgt insofern, als nun begonnen werden kann, Auswirkungen und Erfolge der Reformpolitik in Studien empirisch zu erfassen und zu analysieren, wobei, wie Hellinger zu bedenken gibt, die Erfolgsmessung schwierig ist, angesichts der vielen Faktoren, die bei sprachlichem Wandel zusammenwirken:

Dazu gehören insbesondere die bereits vorhandene sprachliche Variabilität (d.h. die Koexistenz konkurrierender Ausdrücke), sprachkritisches Bewusstsein sowie Einstellungen der Sprecherinnen und Sprecher, das Sprachverhalten einflussreicher *key agents* (sprachlicher Vorbilder) sowie sprachliche Mechanismen der Gruppenzugehörigkeit. (Hellinger 2004, S.283)

Bislang liegen nur wenige experimentelle Untersuchungen vor, die die Fragestellung berücksichtigen, ob und in welchem Ausmaß die Verwendung verschiedener Veränderungsvorschläge im Sinne der feministischen Sprachpolitik zu einem Sichtbarmachen, d.h. zu einem gedanklichen Einbezug von Frauen führt. Hier liegt mit Sicherheit ein wichtiges Forschungsgebiet für zukünftige Aufgaben. Unbestritten ist für mich, dass die feministische Sprachkritik es geschafft hat, ihr Anliegen in einer öffentlichen Diskussion zu verankern und sie damit auch als eine einflussreiche Kraft zu sehen ist, die eine normative Intervention im allgemein verbindlichen Bereich der Gesellschaft anstrebt.

Was jedoch sowohl für die feministische Sprachkritik als auch für viele Ansätze und Untersuchungen hinsichtlich des Gesprächsverhaltens der Geschlechter gilt, ist, dass die Kategorie „Geschlecht“ nicht hinterfragt, sondern als gegeben angesehen wird, dass also die neueren feministischen Theorien wenig bis keine Beachtung finden.

Noch immer finden sich Ansätze, die Geschlecht bzw. Sexus als unhinterfragt und undifferenziert ‚natürlich‘ ansehen und Sprache entsprechend nur als angemessene, diskriminierende oder verzerrende Reflexion und Widerspiegelung einer natürlichen Geschlechtlichkeit. (Hornscheidt 2005, S. 280)

So sind die vorgeschlagenen sprachsystematischen Änderungen nachvollziehbar, wenn von einem Gendermodell ausgegangen wird, das eine natürliche Zweigeschlechtlichkeit als Grundannahme hat. (vgl. Hornscheidt 2006, S. 229)

Eine Veränderungsstrategie, die das sprachliche Sichtbarmachen von Frauen verfolgt, beruht auf einer nahezu durchgängigen Verwendung von geschlechtsspezifischen Formen. Die Vorstellung einer dichotomen Geschlechterordnung wird auf diese Weise nicht problematisiert, sondern führt zur Verfestigung einer normativen Geschlechtsordnung.

Das heißt für mich jetzt nicht, das feministische Sprachreformierungsprojekt als solches abzulehnen, denn ich sehe es als wichtige Strategie, Bewusstsein für Diskriminierung zu schaffen, sondern es vielmehr kontinuierlich auf seine voraussetzenden Annahmen zu überprüfen und dabei auch neue Fragestellungen zu entwickeln.

Eine verstärkte Auseinandersetzung mit der neuen feministischen Theorie, wie sie etwa von Butler vertreten wird, wird zu einer verstärkten Reflexion über das eigene Forschungsgebiet führen und damit zu neuen, wie ich denke, spannenden Herausforderungen.

Literaturverzeichnis

Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbeck: 1992.
Erstausgabe 1949.

Bergvall, Victoria L. / Bing, Janet M. / Freed, Alice F. (Hg.): Rethinking Language and Gender Research: Theory and Practice. New York: 1996.

Bing, Janet M. / Bergvall, Victoria L.: The question of questions: beyond binary thinking. In: Bergvall/Bing/Freed (1996), S. 1-30.

Braun, Friederike / Gottburgsen, Anja / Sczesny, Sabine / Stahlberg, Dagmar: Können *Geophysiker* Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 26/3 (1998), S.265-283.

Braun, Friederike: Reden Frauen anders? Entwicklungen und Positionen in der linguistischen Geschlechterforschung. In: Eichhoff-Cyrus (2004), S. 9-26.

Bublitz, Hannelore: Judith Butler zur Einführung. Hamburg: 2002.

Bußmann, Hadumod: Das Genus, die Grammatik und – der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft. In: Bußmann, Hadumod / Hof, Renate (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart: 1995, S. 114-160.

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main:1991.

Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: 1995.

Cameron, Deborah: Feminism and Linguistic Theory. London: 1985.

Cameron, Deborah: Verbal Hygiene. London, New York: 1995.

- Cameron, Deborah: The language-gender interface: challenging co-optation. In: Bergvall/Bing/Freed (1996), S. 31-53.
- Council of Europe, Quelle: <http://www.coe.int/T/E/Human Rights/Equality/02>, Abfrage vom 6. Mai 2008.
- Crawford, Mary: Talking Difference. On Gender and Language. London u.a.: 1995.
- Degele, Nina: Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn: 2008.
- Doleschal, Ursula: Entwicklungen und Auswirkungen der feministischen Sprachkritik in Österreich seit 1987. In: Schoenthal (1998), S. 87-115.
- Eckert, Penelope / McConnell-Ginet, Sally: Communities of Practice: Where Language, Gender, and Power All Live. In: Coates, Jennifer (Hg.): Language and Gender. A Reader. Oxford, Malden: 1998, S. 484-494.
- Eichhoff-Cyrus, Karin M. (Hg.): Adam, Eva und die Sprache. Beiträge zur Geschlechterforschung. Mannheim u.a.: 2004. (Thema Deutsch 5).
- Gorny, Hildegard: Feministische Sprachkritik. In: Stötzel, Georg / Wengeler Martin (Hg.): Kontroverse Begriffe: Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: 1995, S.517-562.
- Guentherodt, Ingrid: Sprachliche Gleichbehandlung: Praktische Erläuterungen und Beispiele zur deutschen Rechtssprache. In: Grabrucker, Marianne (Hg.): Vater Staat hat keine Muttersprache. Frankfurt am Main: 1993, S.246-262.
- Guentherodt, Ingrid / Hellinger, Marlis / Pusch, Luise F. / Trömel-Plötz, Senta: Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. In: Linguistische Berichte 69 (1980), S. 15-21 und Linguistische Berichte 71 (1981), S. 1-7.
- Günthner, Susanne / Kotthoff, Helga: Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich. In: Günthner/Kotthoff (1991), S.7-51.
- Günthner, Susanne / Kotthoff, Helga (Hg.): Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich. Frankfurt am Main: 1991.

- Häberlin, Susanna / Schmid, Rachel / Wyss, Eva Lia: Übung macht die Meisterin. Ratschläge für einen nichtsexistischen Sprachgebrauch. München: 1992.
- Hellinger, Marlis: Kontrastive feministische Linguistik: Mechanismen sprachlicher Diskriminierung im Englischen und Deutschen. Ismaning: 1990.
- Hellinger, Marlis: Feministische Sprachpolitik und politische Korrektheit – der Diskurs der Verzerrung. In: Eichhoff-Cyrus, Karin M. / Hoberg, Rudolf (Hg.): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mannheim u.a.: 2000. (Thema Deutsch 1), S. 177-191.
- Hellinger, Marlis: Empfehlungen für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch im Deutschen. In: Eichhoff-Cyrus (2004), S. 275-291.
- Hellinger, Marlis (Hg.): Sprachwandel und feministische Sprachpolitik: Internationale Perspektiven. Opladen: 1985.
- Hornscheidt, Antje: Linguistik. In: Braun, Christina von / Stephan, Inge (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln u.a.:2005, S. 270-283.
- Hornscheidt, Antje: Sprache / Semiotik. In: Braun, Christina von / Stephan, Inge(Hg.): Gender Studien. Eine Einführung. Stuttgart: 2006, S. 220-238.
- Hornscheidt, Antje: Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen. Aspekte sprachlicher Normalisierung und Privilegierung. In: Walgenbach, Katharina (Hg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen: 2007,S. 65-105.
- Hornscheidt, Antje: Grammatik als Ort von Geschlechterkonstruktion. Eine kritische Analyse. In: Hornscheidt, Antje / Jähnert, Gabriele / Schlichter, Annette (Hg.): Kritische Differenzen – geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne. Opladen/Wiesbaden: 1998, S.140-173.
- Irmen, Lisa / Köhncke, Astrid: Zur Psychologie des „generischen“ Maskulinums. In: Sprache und Kognition 15 (1996), S. 152-166.

Kalverkämper, Hartwig: Die Frauen und die Sprache. In: Linguistische Berichte 62 (1979) , S. 55-71.

Kargl, Maria / Wetschanow, Karin / Wodak, Ruth (unter Mitarbeit von Nela Perle):
Kreatives Formulieren. Anleitungen zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch.
Wien: 1997. (Schriftenreihe der Frauenministerin 13)

Key, Mary Ritchie: Male / Female Language. Metuchen, N.J.: 1975.

Klann-Delius, Gisela: Sprache und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: 2005.
(Sammlung Metzler 349)

Kraß, Andreas (Hg.): queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität. Frankfurt am Main: 2003.

kurz & bündig. Vorschläge zum geschlechtergerechten Formulieren. Universität Klagenfurt und Frauenreferat des Landes Kärnten. 2000.

Lakoff, Robin: Language and Woman's Place. New York: 1975.

Lieb, Hans-Heinrich / Richter, Helmut: Zum Gebrauch von Personenbezeichnungen in juristischen Texten. Stellungnahme anlässlich der Novellierung des Berliner Hochschulgesetzes. In: Deutsche Sprache 18 (1990), S.148-157.

Ludwig, Otto: Die Karriere eines Großbuchstabens – zur Rolle des großen „I“ in Personenbezeichnungen. In: Der Deutschunterricht 41/6 (1989), S. 80-87.

Maltz, Daniel N. / Borker, Ruth A.: Missverständnisse zwischen Männern und Frauen – kulturell betrachtet. In: Günthner/Kotthoff (1991), S. 52-74.

Müller, Sigrid / Fuchs, Claudia: Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten. Frankfurt am Main: 1993.

Pauwels, Anne: Women Changing Language. London, New York: 1998.

Postl, Gertrude: Weibliches Sprechen. Feministische Entwürfe zu Sprache & Geschlecht. Wien 1991.

- Pusch, Luise F.: Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt am Main: 1984.
- Pusch, Luise F.: Alle Menschen werden Schwestern. Feministische Sprachkritik. Frankfurt am Main: 1990.
- Pusch, Luise F.: Die Frau ist nicht der Rede wert. Aufsätze, Reden und Glossen. Frankfurt am Main: 1999.
- Pusch, Luise F.: Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr. In: Linguistische Berichte 63 (1979), S. 84-102.
- Rothmund, Jutta / Christmann, Ursula: Auf der Suche nach einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Führt die Ersetzung des generischen Maskulinums zu einer Beeinträchtigung von Textqualitäten? In: Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache 112/2 (2002), S. 115-133.
- Rubin, Gayle: The Traffic in Women. Notes on the "Political Economy" of Sex. In: Reiter, R. R. (Hg.): Toward an Anthropology of Woman. New York: 1975.
- Samel, Ingrid: Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. Berlin: 2000.
- Schoenthal, Gisela: Personenbezeichnungen im Deutschen als Gegenstand feministischer Sprachkritik. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 17 (1989), S.296- 314.
- Schoenthal, Gisela: Von Burschinnen und Azubinnen. Feministische Sprachkritik in den westlichen Bundesländern. In: Schoenthal (1998), S. 9-31.
- Schoenthal, Gisela (Hg.): Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung. Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven. Hildesheim: 1998.
- Schräpel, Beate: Nichtsexistische Sprache und soziolinguistische Aspekte von Sprachwandel und Sprachplanung. In: Hellinger (1985), S. 212-230.
- Schrodt, Richard: „Bitte achten Sie in Ihren Beiträgen auf geschlechtsneutrale Formulierungen.“ In: ide 3 (2007), S. 55-62.

Speer, Susan A.: Gender Talk. Feminism, Discourse and Conversation Analysis. London, New York: 2005.

Stickel, Gerhard: Beantragte staatliche Regelungen zur 'sprachlichen Gleichbehandlung'. Darstellung und Kritik. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 16 (1988), S. 330-355.

Sunderland, Jane: Language and Gender. An advanced resource book. London, New York: 2006.

Talbot, Mary M.: Language and Gender. An Introduction. Cambridge: 1998.

Tannen, Deborah: You Just Don't Understand. Women and Men in Conversation. London, New York: 1990.

Thorne, Barrie, Henley, Nancy (Hg.): Language and Sex: Difference and Dominance. Rowley, Mass. 1975

Thorne, Barrie / Kramarae, Cheris / Henley, Nancy (Hg.): Language, Gender and Society. London, Newbury: 1983.

Trömel-Plötz, Senta: Frauensprache: Sprache der Veränderung. Frankfurt am Main: 1982.

Trömel-Plötz, Senta: Linguistik und Frauensprache. In: Linguistische Berichte 57 (1978), S. 49-68.

Trömel-Plötz, Senta: Selling the Apolitical. In: Coates, Jennifer (Hg.): Language and Gender. A Reader. Oxford, Malden: 1998. S. 447-458.

Trömel-Plötz, Senta: FÜR LUISE: zwei Partikel-Linguistinnen mausern sich zu Feministinnen. In: Rieger, Eva / Schroeder, Hiltrud (Hg.): Diese Frau ist der Rede wert. Festschrift für Luise Pusch. Herbolzheim: 2004, S.49-66.

Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Frauengespräche: Sprache der Verständigung. Frankfurt am Main: 1996.

- Waniek, Eva: „Vom Wunsch nach Veränderung“ – Feministische Strategien und die Produktion von Bedeutung im Verhältnis Sprache, Körper und Gesellschaft. In: IWK-Mitteilungen 3-4 (2002), S. 32-35.
- West, Candace / Zimmermann, Don H.: Doing Gender. In: Fenstermaker, Sarah / West, Candace (Hg.): Doing Gender, Doing Difference. Inequality, Power, and Institutional Change. New York, London: 2002, S. 3-23.
- Wetschanow, Karin: „Als wenns a Grammatikfehler wär“: Splittingverhalten einer Gruppe mit links-alternativ feministischer Unisozialisation. Diplomarbeit. Univ. Wien. 1995.
- Wetschanow, Karin: Das Große I: Einige Überlegungen zur feministischen Sprachplanung (1), http://univie.ac.at/die_universitaet/2002/wissen/10000979.htm, Abfrage vom 25. Juni 2002.
- Wodak, Ruth: Introduction: Some important issues in the research of gender and discourse. In: Wodak, Ruth (Hg.): Gender and Discourse. London u.a.: 1997, S. 1-20.
- Wodak, Ruth / Feistritzer, Gert / Moosmüller, Sylvia / Doleschal, Ursula: Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Linguistische Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich. Wien: 1987. (Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau 16)

Anhang

Anhang 1: Abstract

Feministische Theorie und Feministische Linguistik: problemtheoretische Erläuterungen

Die feministische Forschung zu Sprache und Geschlecht hat sich als interdisziplinäres Unternehmen etabliert, das immer wieder durch verschiedene Methoden und Denktraditionen anderer Disziplinen stimuliert wurde und wird.

Gerade deshalb spielen kontinuierliche Versuche, Analysekatégorien, sprachtheoretische Grundannahmen und Perspektiven zu hinterfragen und zu präzisieren eine wichtige Rolle. Besonders durch die Einflüsse der Queerforschung auf die feministische Theorie seit Anfang der 1990er Jahre kam es zu einer Problematisierung der Sexualität und ihrer Beziehung zu Gender. Dieser Ansatz ist von der Feministischen Linguistik noch wenig berücksichtigt worden. Aber gerade die Dekonstruktion des Sex/Gender Modells wirft wichtige Fragen für die Feministische Linguistik auf, was die Konzeption der Beziehung von Sprache und Gender anbelangt.

In den meisten Untersuchungen der Feministischen Linguistik, die entweder geschlechtsspezifische Unterschiede im Gesprächsverhalten oder als sexistisch kritisierten Sprachgebrauch analysieren, wird Gender als eine dem Sprechen vorgängige Kategorie angenommen.

Die neue feministische Theorie, wie sie beispielsweise von Judith Butler vertreten wird, stellt eine derartige Annahme radikal infrage und stellt somit eine Herausforderung für die Feministische Linguistik dar.

Die feministische Sprachkritik, die mit sprachpolitischen Maßnahmen wie Richtlinien und Empfehlungen zu einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch einen deutlich merkbaren Sprachwandel, was die Verwendung von Personenreferenzformen betrifft, eingeleitet hat, ist eine wichtige Kraft im feministischen Bestreben Geschlechterhierarchien aufzuzeigen und zu bekämpfen.

Mit der Forderung nach sprachlicher Sichtbarmachung von Frauen und dem Beharren auf geschlechtsspezifischen Formen für die Personenreferenz, wird aber auch eine dichotome Geschlechterordnung verfestigt und nicht problematisiert.

Eine verstärkte Auseinandersetzung mit der neuen feministischen Theorie wird zu einer verstärkten Reflexion über das eigene Forschungsgebiet und die Verwendung der Kategorie „Geschlecht“ führen.

Anhang 2: Abstract English

Feminist Theory and Feminist Linguistics:

Since its beginnings in the 1970s feminist linguistics has developed into an interdisciplinary field of research on gender and language. Different methods and approaches have stimulated this field of study and have produced productive tensions and discussions. Therefore it is extremely important to continually question and to make explicit the categories of analysis and the linguistic theories used in the different approaches.

Since the 1990s feminist theory has been especially stimulated by queer theory and has developed a new approach to the study of gender. The deconstruction of the Sex/Gender model raises important questions, which most feminist linguists still have to face.

Both, feminist research on gender-specific ways of speaking and on sexist language take the category of gender as something that exists prior to language.

Researchers of both groups have to rethink their concepts of the relationship between language and gender so that they do not inadvertently reinforce gender polarization and the myths of essential female-male difference.

While feminist language reform has proved successful in initiating a remarkable language change during a comparably short period of time, there remains the problem that many of the advised strategies at least in German-speaking countries, which aim at gender-specific linguistic representation in language, strengthen the idea of a binary dichotomy.

The new feminist theory presents a challenge to feminist linguistics: rethinking the category gender in their own research. This could lead to challenging new questions.

Anhang 3: Lebenslauf

Lebenslauf: Eva Steltzer

Geburtsdatum:	26. 5.1965	
Geburtsort:	Klagenfurt	
Schulausbildung:	1971 - 1975	Volksschule Ada-Christen- Gasse 9, 1100 Wien
	1975 – 1983	Bundesrealgymnasium Wien X Pichelmayergasse 1, 1100 Wien
	1983	Abschluss mit Matura
Studium:	1983	Inskription an der Universität Wien LA Deutsche Philologie und LA Anglistik und Amerikanistik
	1992	Diplomprüfungszeugnis LA Anglistik und Amerikanistik (2.Diplomprüfung der 2. Studienrichtung)
	1992	Abschlussbescheinigung über die pädagogische Ausbildung für Lehramtskandidaten
Berufstätigkeit	ab 1988	unselbständige Tätigkeit (Handelsangestellte) selbständige Tätigkeit (u.a. Projektmitarbeit, Überarbeitung und Korrektur von Texten)